



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht
1927

10 (1927)

Herrgottsruh' nicht



Zeitschrift
der Mariannhiller Mission
Südafrika

Nr. 10

Oktober 1927

45. Jahrgang

Vergiß mein nicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern
Für die Abonnenten des „Vergiß mein nicht“ als Wohltäter unserer Mission werden
täglich in der Klosterkirche zu Mariannhill zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.

Bezugspreise:

für Deutschland Mf. 2

Österreich
Saargebiet } Mf. 2 bezw. denselben Wert in Sch. od. Fr.

Luxemburg

Schweiz

Elsaß

Italien

Tschechoslowakei

Ungarn

Rumänien

Polen

bei EinzelSendung Mf. 2.50

bei wenigstens 5 Abonnenten Mf. 2.30

" 20 Mf. 2.15

" 40 Abonnenten Mf. 2.—

bezw. denselben Wert in Fr., Lire, Re., Zl. etc

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen sind zu richten
für Süddeutschland, Tschechoslowakei, Elsaß-Lothringen, Italien:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicher-Ring 3
Postcheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Brandenburgerstr. 8
Postcheckkonto Köln 1 652

für Schlesien und Norddeutschland:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Breslau IX, Sternstr. 52 p
Postcheckamt Breslau 15 625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Vorarlberg, Jugoslawien und Rumänien:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. d. Donau, Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24 847, Budapest 19 814

für Schweiz und Liechtenstein:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Altdorf (Et. Uri)
Postcheckkonto Luzern VII 187

Laienbrüder

Junger Mann! Wenn Gott Dich ruft vom Pfluge oder von der Werkstatt zum Heilswerk
der Heidenmission als Laienbruder, so verschließe Dein Herz nicht dem sanften Zug und
Drang der Gnade. Du kannst Deine Fähigkeiten im Beruf weiter ausbilden und ver-
wenden als Mitarbeiter am verdienstvollen Werke der Glaubensverbreitung in unseren
Missionen. Willkommen daher alle Berufsarten! Bete viel zum Heiligen Geiste und zum
hl. Joseph um Erleuchtung und Erkenntnis des Berufes und schreibe zwecks Aufnahme
an den Hochw. P. Provinzial, St. Joseph, Reimlingen, (Bayr. Schwaben).

Nachrichten aus unseren Häusern

Würzburg. Zum Spätherbst rüsten sich wieder einige Missionsbrüder für die Fahrt nach Südafrika.
Der Neubau des Missionspriesterseminaires schreitet rüstig voran. Am 11. September wurde vom H. H. Pater General-superior im Beisein prominenter Persönlichkeiten der Grundstein eingefügt. Wir werden später ausführlicher darüber berichten.

Turin. In dem großen Salesianischen Missionszirkel in Turin fand eine Ausstellung sämtlicher Missionszeitschriften statt, der außer hohen geistlichen Würdenträgern auch Se. Königl. Hoheit, der Kronprinz von Italien seinen Besuch abstatteten. Unsere Zeitschriften „Vergissmeinnicht“ und „Glöcklein“ hatten ebenfalls ihren Ehrenplatz dort gefunden.

St. Paul. In aller Stille feierte unser Hausprokurator Fr. Gallus R. M. M. sein silbernes Professjubiläum. Möge ihm noch weitere 25 Jahre und darüber hinaus vergönnt sein, für die materiellen Nöten des Noviziates zu sorgen.

Berufe: Wir machen unsere lieben Leser freundlich aufmerksam, daß Brüderkandidaten jederzeit bei uns eintreten können. Nach halbjährigem, selten ganzjährigem Postulat, machen sie ein zweijähriges Noviziat durch, worauf die erste Gelübdeablegung stattfindet. Man richtet sich an den Hochw. Pater Provinzial in Reimlingen, bahr. Schwaben.

Viele marken. Herr Anonymus in W.: Man sammelt einfach alle Marken, sowohl die Vorkriegs- wie die Inflations- und die jehigen, besonders auch alle Jubiläumsmarken, alle können sehr gut bewertet werden. Man löst dieselben nicht ab, sondern schneidet sie bloß aus und läßt einen fingerbreiten Papierrand daran. Alle diesbezügl. Sendungen richtet man am besten an unsere Vertretungen (S. 2. Umschlagseite).

Aus Welt und Kirche

Die Greuel der Katholikenverfolgung in Mexiko. Im Staate Jalisco, den Calles, wiewohl er einer der fruchtbarsten und reichsten der mexikanischen Republik ist, in weiten Teilen verwüstet ließ, weil sich dort Katholiken zusammengetan hatten, um nach den bis zur Grenze der christlichen Geduld erlittenen Leiden sich bewaffnet gegen die Unterdrückungen von Seiten der Regierung zur Wehr zu setzen,

sind 30 000 Katholiken aus ihren Häusern vertrieben worden und irren ohne Obdach, ohne Nahrung und ohne jeden Schutz umher. Zu Hunderten liegen andere unter den Trümmern ihrer zerstörten Häuser begraben. Ganze Dörfer wurden zusammengeschossen. In manchen Städten übersteigt die Zahl der Flüchtlinge 10 und 12 000. Aus Guadalajara werden Frevelstaten und Mordbrennereien berichtet, die an bestialischer Bestommtheit hinter den Verbrechen Nero's und Diokletians nicht zurückstehen. In Guanajuato wurde ein einfacher Laic namens Rafael Chovel, der für eine Kirche in einer Vorstadt von Leon, der Hauptstadt des Staates, Sorge trug, in dem Hause eines Schuhmachers Juan Chagolla unter der Beschuldigung, er sei Priester, aufgegriffen und zusammen mit Chagolla hingerichtet. Fortwährend werden heimlich in den Nächten Priester erschossen. In Guadalajara wurde der Geistliche Saba Rehes mit Benzin übergossen und verbrannt. In Zacatecas wurde der Priester Correa bei Erteilung der heiligen Wegzehrung von Soldaten aufgegriffen und schwer mishandelt; nachdem man ihn veranlaßt hatte, einer Reihe von Katholiken, die erschossen werden sollten, die Beichte zu hören, verlangte man von ihm den Bruch des Beichtgeheimnisses; als er sich weigerte, wurde er auf der Stelle erschossen. Der Totengräber von Panteon de Dolores wurde irrsinnig, als er 17 Priester begraben sollte, die am Rande einer Grube erschossen wurden, von denen aber ein Teil noch nicht tot war. Auf ausdrücklichen Befehl des Führers der Exekutionstruppen sollten die Priester lebendig begraben werden. Aber die lebendige Begrabung von vier weiteren Priestern verbot die Regierung jede Nachforschung, um ihre Bloßstellung zu verhindern. In Parras wurden fünf Mitglieder der katholischen Jugend Mexikos, unter ihnen ein 15jähriger Knabe, hingerichtet, in Arandas ein 13jähriger Knabe. In Tolosa wurde der jugendliche Manuel von Bonillas, der wie ein echter Apostel daran arbeitete, Katechistenkreise einzurichten, am Karfreitag gegen 12 Uhr mittags gefangen genommen. Nachdem die Calistinen die Szene von Kalvaria in göttelästerlicher Weise verhöhnt hatten, banden sie den Jüngling mit Händen und Füßen an ein Kreuz, gegen 3 Uhr wurde er am Kreuz erschossen. Laut „Osservatore Romano“ vom 19. 5. 1927 beläuft sich die Zahl der aus Mexiko vertriebenen Bischöfe nunmehr auf 16. Der gesamte mexikanische Episkopat zählt 33

Mitglieder. Von den 17 noch im Lande befindlichen Bischöfen sind 7 interniert oder in der Hauptstadt festgehalten, 6 halten sich verborgen, und von den übrigen 4 ist nicht bekannt, ob sie ausgewiesen, verhaftet oder geflüchtet sind.

Bemerkenswerte Konversionen. Stanislas Przybyszewski, ein bekannter polnischer Dramatiker, dessen beide Werke „Programm einer einfachen Seele“ und „Confiteor“, Werke des extremsten Materialismus und Fatalismus, seinerzeit größtes Aufsehen in Polen erregt haben, ist, wie die „Nouvelles Religieuses“ berichten, zum Katholizismus übergetreten. Die Wendung im Leben Przybyszewskis nahm ihren Ausgang von heftigen Polemiken, die sich an seine Werke knüpfsten und an denen auch Pater Pawelski, selbst ein sehr geschätzter Schriftsteller, beteiligt war.

Der berühmte 70 Jahre alte italienische Sänger Matthias Battistini hat, laut Zeitungsmeldungen, den Entschluß gefaßt, sein ferneres Leben im Kloster zu bringen.

Die Gemahlin des britischen Gesandten beim Heiligen Stuhle, Lady Russell, eine geborene Gräfin Rex, wurde kürzlich in die katholische Kirche aufgenommen; ihr Gemahl gehört noch der anglikanischen Staatskirche an. Die Konvertitin empfing ihre erste heilige Kommunion aus der Hand des Papstes.

Der Altarist der finnischen Gesandtschaft Isei Höövelin, ein Lutheraner, wurde unlängst in Riga vom apostolischen Nuntius Msgr. Zechini in die katholische Kirche aufgenommen. Er ist der Sohn eines lutherischen Pastors.

Vom katholischen Kinderrettungswerk in England. Die „Catholic Times“ berichten über die äußerst segensreiche Tätigkeit des katholischen Kinderrettungswerkes in der Diözese Southwark, das eine der ältesten der in England bestehenden katholischen Organisationen gleichen Charakters ist. Es hat etwa 150 Waisenhäuser und Anstalten für physisch oder geistig defekte und vernachlässigte Kinder errichtet, deren Zahl sich in der genannten Diözese auf etwa 15 000 belaufen soll. Während der 40 Jahre seines Bestehens hat es für über 25 000 Knaben und Mädchen Sorge getragen. Im Gravend konnte es ein neues Heim für 50 Knaben eröffnen. Die Kosten dafür beliefen sich auf über 20 000 Pfund Sterling, das sind für jedes Kind etwa 80 Pfund. Vergleichsweise sei erwähnt, daß sich bei Errichtung katholischer Privatschulen in den Städten die Kosten pro Kopf des Schülers auf wenigstens 200

Pfund Sterling belaufen. Bis auf eine Restschuld von 7700 Pfund konnte die Kaufsumme, teilweise durch Spenden der Katholiken, aufgebracht werden.

Zunahme der Konfessionslosigkeit in Wien. Wir entnehmen dem „Neuen Wiener Journal“ vom 1. 7. 1927 folgende Daten: Nach der letzten Wiener Volkszählung vom März 1923 gab es in Wien 33 087 Konfessionslose, während es bei der Volkszählung des Jahres 1910 nur 4766 gegeben hatte. Nach den Ausweisen des Wiener Magistrats sind im Jahre 1926 12 242 Wiener und Wienerinnen konfessionslos geworden. Am schwersten wurde natürlich die katholische Kirche durch die Konfessionslosigkeitserklärung getroffen. Sie verlor im Jahre 1926 13 505 Mitglieder, davon 6812 männliche und 6693 weibliche. Austritte aus der jüdischen Konfession wurden im Jahre 1926 in Wien 838 gezählt. Die protestantische und altkatholische „Kirche“ ziehen aus den Mitgliederverlusten der katholischen Kirche und der jüdischen Religionsgemeinschaft beträchtliche Gewinne. Die Protestanten konnten im Jahre 1926 einen Mitgliedergewinn von 403, die Altkatholiken einen solchen von 839 Personen verzeichnen. Der Hauptgrund für den Absall von Katholiken zum Protestantismus oder Altkatholizismus ist das Dispensehnenwesen.

Eine Übersicht über die Erwerbslosigkeit in der Welt bietet folgende, der deutschen Tagespresse entnommene Statistik: Im Durchschnitt entfallen an „sichtbaren Erwerbslosen“ auf Deutschland 1 745 000, England (einschließlich) Nordirland 1 375 000, Russland 1 050 000, Polen 201 000, Verein. Staaten von Amerika 180 000, Österreich 168 000, Italien 89 000, Tschechoslowakei 67 000 Dänemark 60 000, Australischer Bund 25 000, Ungarn 21 000, Schweden 20 000, Niederlande 18 000, Belgien 10 000, Schweiz (Stellungsuchende durchschnittlich im Monat) 15 000, Frankreich (amtlich etwa 27 000) schätzungsweise 80 000, Kanada 6000, Neuseeland 3000, Lettland 1400, Estland 1000, Finnland 1000, Chile 10 000.

Brasilien. Auf dem Berge Covcovado 750 Meter hoch, bei Rio de Janeiro soll laut Regierungsbesluß eine Christus-Erlöser-Statue Aufstellung finden. Die brasilianische Nation will dadurch Christus dem Erlöser und König der Nationen eine Nationalhuldigung darbringen. Inschrift des kolossalen Monuments wird sein: „In Deiner Liebe und Deinem Kult lebt und blüht das brasilianische Volk und Land.“

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Christköniglied

Christ läßt weit die Fahnen wehen.
Die Völker müssen vor ihm stehen,
Und rufen: Christ soll König sein.
Angst, Furcht und Not verfliegt,
Da Christ durch Liebe siegt.
Nicht blut'ge Schlacht
Hat er gebracht.
Alleluja! „Du Christ sollst unser König sein!“

Glücklich blühen alle Staaten,
Von Gottes Willen gut beraten,
Die rufen: Christ soll König sein.
Nicht gottlos glänzt die Wehr,
Fried' schirmt der Völker Chr.
Gerechtigkeit
Steht dann zur Seit.
Alleluja! „Du Christ sollst unser König sein!“

Glaub' und Treue schirmt die Ehen
Wie Lilien soll das Jungvolk stehen,
Denn Christus will ihr König sein.
Wo Zucht bewahrt das Haus
Geht Friede ein und aus.
O süßes Licht,
Verlafß uns nicht.
Alleluja! „Du Christ sollst unser König sein!“

Joh. Seb. Bach



Von Pater Dom. Sauerland, R. M. M.

Einiges über Ursprung und Geschichte des Zuluvolkes

Fortsetzung

IX. Die „Weizen“ knüpfen mit Tschaka Verbindungen an.
Tschaka wird „verwundet.“

Der Adwandwrieg: Dritter Angriff und Tod Situnhanas.

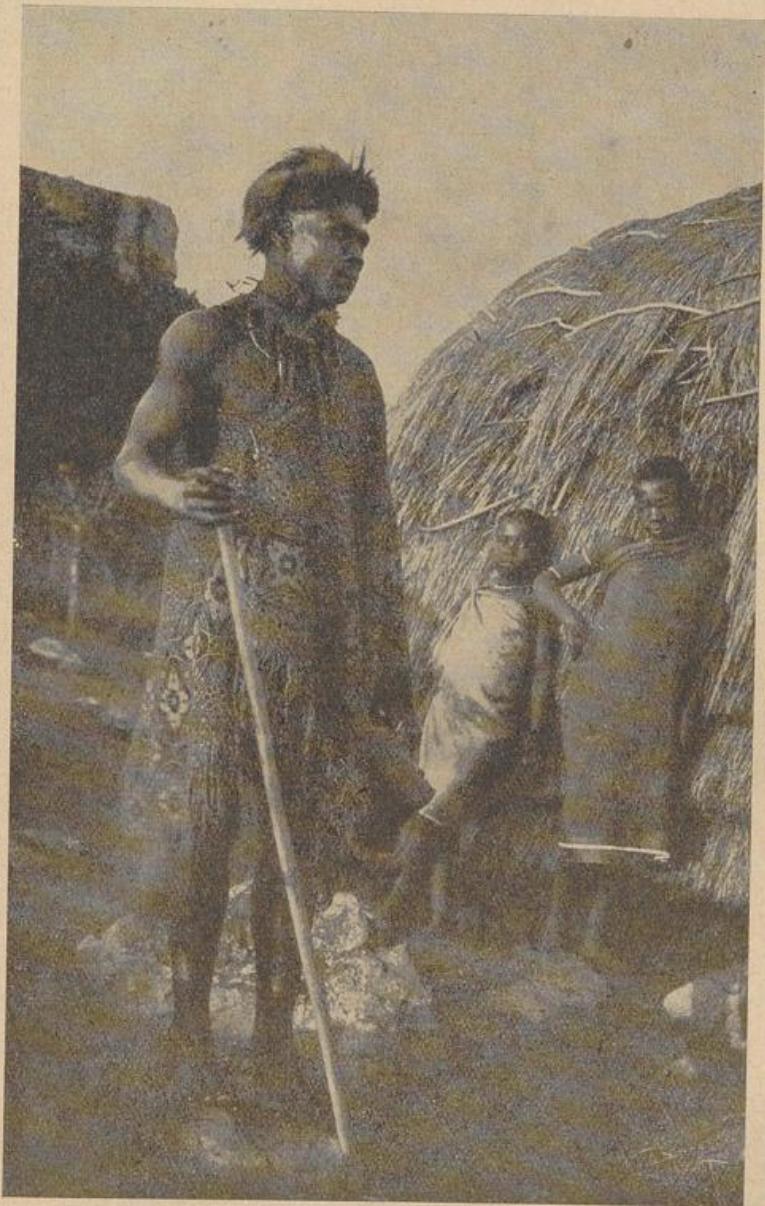
Gleich nach ihrer Ankunft in Natal suchten die englischen Ansiedler in kluger Weise freundliche Beziehungen mit dem furchtbaren Potentaten anzuknüpfen. Farewell, Flynn, Petersen, Davis und andere zogen so zu dem riesigen Königsraal im Zululand, der eine ungeheure Ansammlung von hunderten bienenkorbstiger Hütten war, die in einem Kreis von etwa einem Kilometer Durchmesser aufgestellt waren. Die Besucher kamen gerade zur Zeit des Um-Rosi-Festes dort an, das gegen Weihnachten gefeiert wird, welches drei Tage dauerte und von etwa 30 000 Menschen, Männern und Frauen besucht wurde. Zum ersten Male standen Weize vor der „satanischen Majestät.“ Auf seinem Kopfe trug er einen Ring von Otterfell, dessen innerer Raum mit Bündeln roter Federn ausgefüllt war, während eine große Feder vom blauen Kranich etwa zwei Fuß hoch an der Stirne vorn emporragte. Eine Menge vom Pelze der Blauaffen geflochtene Schwänze und von der Ginsterfaige hingen wie ein Kragen über die Schultern. Andere hingen von der Brust bis zu den Hüften herab und andere wieder bildeten einen Lendenschurz, der bis zu den Knien reichte. Rund um die Füße, unterhalb der Knieen bis zu den Knöcheln, sowie auch um die Arme unterhalb des Schulterfragens flatterten silberähnliche Franzen, die aus langen weißen, buschigen Enden von Kuhchwänzen zusammengesetzt waren. Weize, elsenbeinartige Stäbchen von etwa zwei cm Durchmesser füllten die weiten Löcher in den Ohrläppchen. In der Linken trug er einen weißen, aus Kuhhaut verfertigten Schild, der mit einem einzigen schwarzen Punkt bezeichnet war und in der Rechten einen Assegai und den roten Herrscherstab, den nur der König tragen durfte. Etwa 12 000 Wilde, die ähnlich, doch etwas einfacher geschmückt waren, tanzten zu beiden Seiten des Königs. Zuweilen pflegte ein Aufleuchten barbarischer Schönheit das Bild zu erhöhen, wenn hunderte schokoladebrauner Tänzerinnen im bunten Perlenschmuck einen Tanz aufführten. Dann trieb man wieder Viehherden über den Festplatz, jede Herde war wieder gekennzeichnet durch ihre besonderen Farben und durch die eigenartige Form der Hörner. Diese Hörner werden noch während des Wachstums auf künstliche Weise in die seltsamsten Formen gedreht. Doch auch hier zog sich von Zeit zu Zeit ein blutiger Streifen durch das ersfreuliche Bild; wenn man über ein armeliges Menschenkind herfiel und es zu einem gewaltsamen Tode schlepp-

te und das vor den Augen der europäischen Zuschauer und der perlengeschmückten Ballettänzerinnen.

Tschaka wird „verwundet.“ Die Feier am Abend bot ein bezauberndes Bild. Tiefdunkel wölbte sich der Nachthimmel über die Landschaft, die mächtigen Freudenfeuer erhellt in Flammenfarben die düsteren Gestalten und die Kraals. Ein bezauberndes, diabolisches Bild, gleichsam Szenen aus der Unterwelt traten vor die Augen der erstaunten Europäer. Plötzlich gellte ein furchtbarer Schrei durch die tolle Nacht und die Feuer erloschen auf geheimnisvolle Weise. Tiefe Dunkelheit herrschte und die Menge verharrte in tödlichem Schweigen. Dann entstand eine wilde Verwirrung. Tschaka ist verwundet worden! Wehe, nun ist für viele Anwesende das letzte Stündlein gekommen. Der Zorn des Gewaltigen mußte befriedigt werden. Der Feind, den Tschaka gerade in jenem Augenblide zuerst im Sinne hatte, war der Adwandwe-König Zwide, dessen Macht noch nicht gebrochen war und dessen Anhänger unter Sikunhana gerade damals die nördlichen Grenzen bedrohten. Einige waren unter der Menge der Gäste; aber sie waren auf ebenso geheimnisvolle Weise „ausgegangen“ wie das Feuer und konnten nicht aufgefunden werden. Es war also klar, daß diese die Tat begangen hatten. Sofort wurden zwei Kompanien Krieger ausgesandt zur eifigen Verfolgung. Nach drei Tagen kehrten diese zurück mit den Leichnamen dreier Unglücklicher, vielleicht gar Unschuldiger, mit der Melbung, diese im Busch gefunden und getötet zu haben. Die Getöteten wurden etwa eine Meile vom Kraal entfernt auf den Boden gelegt. Nachdem ihnen die Ohren abgeschnitten wurden, marschierte die ganze Menge, etwa 30 000 Menschen beiderlei Geschlechts an den Leichen vorbei, schrien und jammerten und schlügen im Vorbeigehen mit einem Stock auf die Toten ein; den Stock aber warfen sie alsdann am Platze auf die Toten. Diese waren schon nach den ersten Hundert, die vorüberzogen, unter den Stöcken begraben. Die Formalität aber mußte gewahrt bleiben und so zogen die Massen an dem Stockhaufen vorbei, schlügen auf ihn und warfen ihre Stöcke darauf. Die Ohren der erschlagenen, die vorher ihnen abgeschnitten worden waren, wurden darauf vor Tschaka feierlich verbrannt. Dessen Wunde war inzwischen schon beträchtlich geheilt. Aber nicht genug. Neue „Verbrechen“ wurden „entdeckt“ und ein Gesetz verkündet, daß niemand einen Körperschmuck tragen dürfe, kein Mann sich das Kopfhaar abschneiden lassen und kein Mann, dessen Frau in gesegneten Umständen war, sich dem Könige nähern dürfe. Übertreter wurden bald in Menge entdeckt und der Gedanke an dieses kaltblütige Morden gab dem blutigen Monarchen, der infolge der Verwundung an die Hütte gebannt war, „einigen Trost und Milderung.“ Eine Abteilung von 1000 Kriegern wurde als Strafexpedition nach dem Lande der mutmaßlichen Mörder geschickt. Diese kehrten nach wenigen Tagen zurück, nachdem sie unvermutet mehrere

Kraals angezündet und etwa 800 Stück Vieh geraubt hatten.

Der Ndwandwekrieg. Dritter Angriff und Tod Sikunyanas. Jahre waren seit dem letzten großen Feldzug vergangen und die Zulus erfreuten sich in ihrer Heimat verhältnismäßig friedlicher Zeiten. Ihr Häuptling saß gerade mit seinen Unterführern im Vieh kraal bei friedlicher Unterhaltung, als atemlos und mit Schweiß bedeckt ein Bote hereinstürzte und die Meldung brachte, daß die Ndwandwe-Armee mit Frauen und Viehherden die nördlichen Grenzlande überrannt hätten um wieder, wie sie sagten, vom Lande ihrer Väter Besitz zu ergreifen. Der alte Häuptling Zwide hatte sich vor dem Zulukönige in Sicherheit bringen können und war in das Innere des Landes geflohen in die Gegend, wo heute die Stadt Walkerstroom liegt. Dort hatte er sich mit seinen beiden überlebenden Söhnen, Sikunhana und Somapunga angesiedelt und alle umherstreifenden Leute seines Volkes um sich gesammelt. Nach seinem Tode erhielt Sikunhana die Macht und Somapunga rettete sich, da er mit seinem Bruder in Streit geriet, zu Tschaka, der ihn freundlich aufnahm. Sikunhana erstarkte mächtig und im Jahre 1826 sah er den Entschluß, „das Land seiner Erbschaft wieder zurückzugewinnen.“ Bei dieser Nachricht nun geriet das ganze Zuluvolk in helle Begeisterung. Die Lösung flog durchs Land: „Die Braut tanzt bereits im Hofraum! Sikunhana! dein Geliebter ist gekommen, um dich heimzuführen!“ Um diese Zeit befand sich Fynn in Port Natal und da er mit Tschaka gut bekannt war, wurde er von diesem eingeladen, den Feldzug mitzumachen. Er fand Tschakas Armee bereits auf dem Marsche. Krieger, Knaben als Viehtreiber, Gepäckträger, von denen wenige über 12 Jahre alt waren, Mädchen, welche Bier, Korn und Lebensmittel für die besseren Truppen trugen — im Ganzen etwa 50 000 Menschen. Diese Menge, welche in engen Formationen marschierte, war von einer ungeheuren Staubwolke begleitet. Fast ausgedörrt von der Hitze erreichten sie endlich einen Sumpf, wo ein heißer Kampf um ein paar Wassertropfen gekämpft wurde, so daß die Wassersstelle in einen großen Morast verwandelt wurde, „doch sogar dieser Schlamm wurde mit größter Gier verschlungen.“ Viele Menschen wurden dabei zu Tode getreten. Dieser jammervolle Marsch dauerte mehrere Tage und selbst Tschaka konnte kaum mit wunden Füßen weiter. Fynn ließ ihm von seinen Dienern Sandalen aus Kuhhaut verfertigen. Gleichwohl stießen die Armeen am Fuße des Endololwane-Gebirges zusammen. Nach einigen hitzigen Gefechten, die trotz der Kürze das Gelände mit zahllosen Leichen bedekten, wurden die Ndwandwes besiegt. Viele suchten ihr Heil in den Wäldern, andere glaubten Rettung zu finden unter den Haufen von Leichen; sie wurden aber sorgfältig herausgesucht und getötet. Nachher wurden alle Frauen und Kinder, welche sich auf den Berg geflüchtet hatten, bis auf das letzte menschliche Wesen abgeschlachtet. Über 60 000 Stück Vieh sollen erbeutet worden sein.



Heidnische Zulus vor dem Kraale

Nach dieser hervorragenden Arbeit sollte man meinen, der Zulufürst Tschaka habe seine Tapferen belobigt. Das war aber bei diesem menschlichen Ungeheuer nicht der Fall. Am Morgen des folgenden Tages wurden die Regimenter zur Parade versammelt und mußten eine zornige Ansprache über sich ergehen lassen. Darauf fand die übliche „Aus- suchung der Feiglinge“ statt. Verschiedene unglückliche Hauptleute, deren einziges Verschulden die Ungnade ihres Häuptlings war und dann verschiedene Soldaten, welche ihren Häuptlingen mißliebig waren, oder einfach zum Tode kommandiert wurden — alles tapfere Männer, die gestern noch für König und Heimat gekämpft — wurden nun zur Er gönzung Tschakas abgeschlachtet. Am Nachmittag fand der letzte Akt des Trauerspiels statt. Ein gefangenes Weib mit ihrem 10jährigen Kinde wurde vorgeführt und Tschaka bewirtete sie mit Bier und Fleisch und forschte sie leutselig aus; dann befahl er plötzlich, daß jammernde Weib samt ihrem Söhnlein hinzurichten. Auf die Fürsprache Fynns wurde dem Kinde das Leben geschenkt.

Durch den Bericht der Frau hatte man erfahren, daß es dem besiegt en Häuptlinge gelungen sei, zu entkommen. Er entfloß nach dem Tonga-Lande mit wenigen seiner Getreuen. Sofort wurde eine Anzahl Krieger abgesandt zu seiner Verfolgung. Beim Betreten eines Tonga-Kraals fanden sie die Bewohner bei Vorbereitung eines Festschmaus es. Auf ihre Frage wurde ihnen mitgeteilt, daß Sikunyana in einem benachbarten Kraal sich befände. Ohne lange Umstände wurde das letzte flackernde Licht der Ndwandwe-Macht ausgelöscht.

X. Mzilikazi, der Gründer der Matabele-Nation.

Der Zusammenbruch der Ndwandwe-Nation unter Zwide und unter seinem Nachfolger Sikunyana war für ganz Afrika von weitreichenden Folgen. Kleine Sippen, die bisher dem Ndwandwe-Oberhäuptling tributpflichtig waren, wurden nun auf eigene Füße gestellt. Einige fanden es für klüger, nicht gegen das Verhängnis anzukämpfen, andere dagegen waren widerspenstiger. Unter Letzteren war eine Schar Leute unter Beja, einem Bruder des Goshangane vom Stämme der Nyumales und Mlozhwa aus dem Kumab-Stamme, die mit dem Sturze Zwides nicht zufrieden waren. Aber auch sie wurden bezwungen und dem Zulufürst unterworfen, die Führer ersitten wie gewöhnlich den Tod durch den rücksichtslos brutalen Tschaka. Entschlossener und erfolgreicher aber war ein gewisser Induna namens Mzilikazi, der Sohn des Mashobana aus dem Kumalo-Stamm und seinem Weibe Nompetu, Tochter seines früheren Oberhäuptlings Zwide.

Nach der Zerstörung der Zwide-Macht nahm Mzilikazi scheinbar die Unterwerfung an und wurde zusammen mit dem Zuluregiment, das im Bulawayo-Militärkraal jenseits Eshowe, zwischen dem Malazi- und Mhlatuze-Fluß stationiert war, einquartiert. Aber das dortige Leben war nicht nach seinem Geschmack und nachdem er eine Anzahl von

300—400 treuer Anhänger gesammelt hatte, riß er sich von seinem ihm aufgezwungenen Lehnsherrn los. Er zog zunächst in den oberen Distrikten der beiden Flüsse umher, verbrannte jeden Kraal und zwang die Bewohner, sich ihm anzuschließen. Auf diese Weise und durch beständigen Zustrom unzufriedener Elemente verstärkt, gelang es ihm in kurzer Zeit (1826), eine furchtbare Armee Freibeuter zusammenzu bringen, eine bunte Masse aus dem Kumalo, Ngumalo, Mtetwa und fast jedem der ursprünglichen Stämme des Zululandes. Mit diesem Heere von Vagabunden und Landstreichern eilte er nach Transvaal in der Hoffnung, dort ein neues, ihm gehörendes Reich zu gründen. Tschaka trat ihm an den Drakensbergen mit einer Streitmacht entgegen. Die Zulu wurden aber besiegt und Mzilikazi eilte um so schneller seinem geplanten Ziele entgegen. Da er aber wußte, daß eine neue Strafexpedition von Tschaka ihm nachgesandt würde, so verwüstete er das ganze Land, durch welches er hindurchzog und ließ weder Leute noch Lebensmittel, noch Kraals noch Erntefelder übrig. Diese Zerstörungsmethode und die Einreihung aller Leute, deren er habhaft werden konnte, in sein eigenes Volk wurde von jetzt ab seine Politik, sodaß die Buren, die im Jahre 1836 in jene Gegenden hinaufzogen, den größeren Teil Orangias und Transvaals als eine elende Wildnis vorfanden. Mzilikazi ließ sich zuerst an einem Platze nieder, den er etwas zu früh Eku-pumuleni, d. i. Friedensplatz nannte. Ein Bericht von Eingeborenen besagt, daß sie drei Monate lang keinen Regen hatten und hart unter Wassermangel litten. Der Häuptling ließ deshalb alle Regendoktoren zu sich kommen, die, als sie keinen Regen machen konnten, alle hingerichtet wurden. Kundschafter hatten indessen von einem schönen Land weit im Norden berichtet mit viel Wasser, auch in der heißen Zeit und Mzilikazi entschloß sich, dahin aufzubrechen.

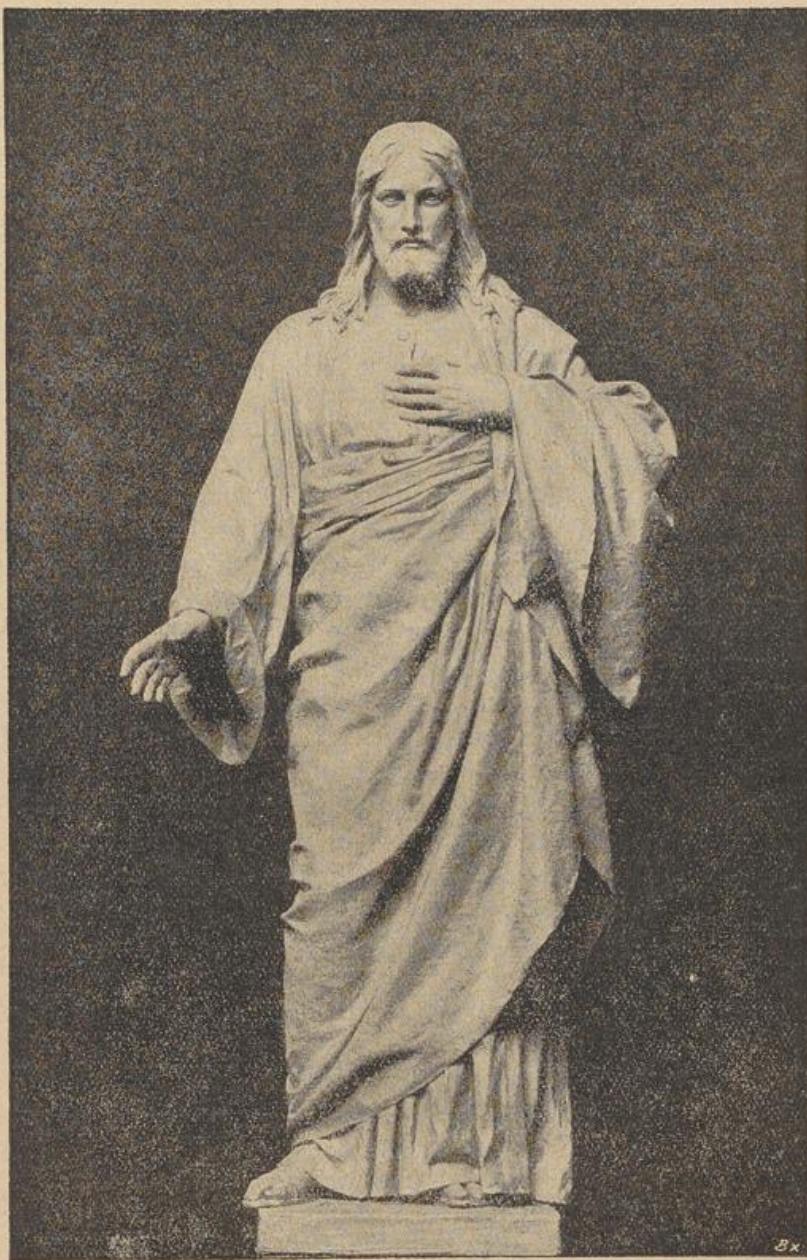
Nach einigen Tagesmärschen, die bewaffneten Krieger zogen voraus, ihnen folgten die Frauen mit dem Hausrat und die Knaben mit den Viehherden, begegneten sie einer anderen Menge Flüchtlinge, die ebenfalls aus Furcht vor Tschaka geflohen waren, unter einem Stammesverwandten Mzilikazis namens Ngaba. Aus irgend einem Grunde kam es zum Gefechte in dem Ngaba geschlagen wurde. Dieser floh ostwärts ins portugiesische Gebiet, wo er später mit dem berühmten Soshanzane am Labi-Fluß zusammentraf und sich für einige Zeit mit ihm vereinigte. Die Anhänger Ngabas wurden nachher als die aba Ngoni Zentralafrikas berühmt.

Nachdem nun Mzilikazi einen vielversprechenden Platz im Mario-Distrikt erreicht hatte, machte er sich zuerst daran, einen großen Militärfraal zu errichten und zwar im Mosifikatal. Doch in der Folge verlegte er seinen eigenen Privatfraal nach einem viel schöneren Platz, bei Kapaying, 50 Meilen weiter nördlich. Von diesem Zentrum aus wurden Abteilungen ausgesandt um das ganze Land nach allen Rich-

tungen hin zu durchstreifen. Sie säuberten das ganze Land von den Drakensbergen bis zur Kalahariwüste und kamen soweit nach dem Süden, daß sie Thaba Bosigo, die Gebirgsfestung, erreichten, in welcher sich Moshweshwe, der Oberhäuptling der ebenfalls vor einiger Zeit geeinten Suto-Nation nach den traurigen Erfahrungen mit Matiwana, dem Ngwana-Häuptling, festgesetzt hatte. Die Erstürmung dieser Festung mißlang vollkommen und „die Matabele“ zogen wieder ab. Andere Stämme, wie der Khatla- und Harutse-Stamm wurden besiegt und unterworfen; sogar der Griqua-Häuptling Berend-Berend, der es gewagt hatte, Mzilikazi anzugreifen, wurden geschlagen und er selbst getötet.

Ungefähr um dieselbe Zeit machte Mzilikazi die erste Bekanntschaft mit Weißen, wenigstens während seiner eigenen unabhängigen Laufbahn. Mr. Moffat, der berühmte Missionar war nämlich gerade damals in Kurumana. Er wurde schnell von den auf Raubzügen sich befindlichen Leuten Mzilikazis entdeckt und wurde alsbald ein so großer Freund des Letzteren, daß nachher der Matabele-Häuptling einen seiner eigenen Söhne zu Ehren des Missionars, Kurumana nannte. Als später im Juni des Jahres 1836 gewisse amerikanische „Evangelisten“ Dr. Wilson, Lindley und Venable im Mosikatale erschienen, wurden sie gnädigst aufgenommen und durften sich im Militärkraal niederlassen. Es verging aber nur kurze Zeit bis der kriegerische Häuptling entdeckte, daß die Grundsätze, die sie verkündeten, mit seinen eigenen in Widerspruch standen und deshalb die weitere Ausübung ihres Berufes verbot. Sie waren noch nicht lange in Mosika gewesen, als gegen Ende desselben Jahres die erste Welle des „Groote-Boer-Tref“, „der große Buren-auszug“ von der Kapkolonie her sie erreichte. Diese Farmer hatten schwierige Reibungen mit den raubenden Matabele zwischen Vaal und Baal zu bestehen. Mord und Mädchenraub gestalteten die Beziehungen immer schlimmer. Später griffen die Matabele etwa 50 000 Mann stark die Buren bei Vechtkop in der Nähe der Quellen des Rhenosterflusses an, in diesem Gefecht verloren die Angreifer über 400 Mann, sie erbeuteten aber das Vieh der Farmer. Erbittert gingen die Buren nun zur Offensive über und unter Potgieter und Maritz griffen 170 Farmer den Löwen in seiner eigenen Höhle an, nachdem sie noch durch Eingeborene und Griquas Verstärkung erhalten hatten. Am 17. Januar 1837 wurde die Matabele-Armee im Mosikatale angegriffen und geschlagen. Der Kraal wurde niedergebrannt und 6000 Stück Vieh erbeutet.

(Fortsetzung folgt)



Christus, der König aller Zeiten und Völker

Pius-Seminar Würzburg

Unser neues Missionspriesterseminar, das zur Zeit in Würzburg gebaut wird, soll den Namen „Pius-Seminar“ erhalten zur Erinnerung an den großen Papst Pius X. Dieser fromme Papst war ja ein großer Freund der Missionen und ein eifriger Förderer der Priesterberufe. Er sah im Priester den großen Verwalter der Geheimnisse Gottes und das Werkzeug Gottes, um die Bitten des göttlichen Heilandes zu erfüllen: „Geheiligt werde Dein Name“, „Zu uns komme Dein Reich“, „Dein Wille geschehe, wie im Himmel so auch auf Erden.“ Nun wachsen die Mauern des Pius-Seminars bereits aus der Erde hervor. Bis Mai nächsten Jahres soll, so Gott will, das Haus soweit gediehen sein, daß es bezogen werden kann. Dann ist wenigstens der Wunsch der Genossenschaft erfüllt, die Kleriker, die jetzt zerstreut an verschiedenen Orten untergebracht sind, in einem Hause vereinigen zu können. Liebe Wohltäter, helft mit, daß das große Werk gelinge zur Ehre Gottes und zum Segen der armen Heiden. Jeder auch noch so kleine Baustein, der für dieses Werk Gott zur Ehre gespendet wird, bringt sicherlich reichen Segen; denn Gott läßt sich von seinen Menschenkindern an Großmut nicht übertreffen. Auch unsere Genossenschaft will das Andenken an die lieben Wohltäter stets dankbar bewahren und darum wird in der Kirche des Seminars an jedem ersten Sonntage im Monat ein feierliches Hochamt für die lebenden und verstorbenen Wohltäter stattfinden. Auch jeder neugetaufte Priester wird, bevor er in die Heidenmission hinauszieht, an der Stätte, wo er durch der Wohltäter gütige Hand soviele Wohlthaten erfahren hat, ein heiliges Messopfer für alle Wohltäter feiern. Jeder, der zum Bau des Hauses 50 und mehr Mark beiträgt, soll zum immerwährenden dankbaren Gedenken in das Stifterbuch des Seminars eingetragen werden. So soll der lieben Wohltäter auch noch in fernster Zeit gedacht werden.

Sei das Scherlein, das gespendet wird, noch so klein — ein herzliches Vergelt's Gott dafür!

P. L. Tremel, Provinzial

„Das Werk der Mission ist das größte Werk unserer Zeit, darum bringt es einen ganz besonderen Segen. Mehr als bei irgend einem andern guten Werke gilt von der Unterstützung der Heidenmission das Wort des Heilandes: „Gebet und es wird euch gegeben werden.“
Papst Pius XI.

Von Br. Gerold Heller, R. M. M.

Allerlei aus Schule und Mission

Fortsetzung

Nun zurück zu meinem Krankendienst! Das Nachtwachen, für das ich in den ersten Tagen begeistert war und das ich für eine Erholung ansah, mußte ich auf den Rat unseres Bruder Doktor sein lassen. Dasselbe hatte mich so ermüdet und geschwächt, daß ich mich in der Schule mit beiden Händen am Geländer festhalten mußte, um die Stiege hinauf zu gehen und kaum die notwendigen Pflichtarbeiten des Tages verrichten konnte. Da die Kranken überdies zusehends auf dem Wege der Besserung voranschritten, so bestimmten wir einen größeren, zuverlässigen Knaben des Nachts bei ihnen zu schlafen mit der Weisung, sollte etwas Ungewöhnliches sich ereignen, so möge er Br. Alerius oder mich rufen. Den Kranken wurde ans Herz gelegt, den Aufseher nicht ohne große Not zu wecken. Nur einmal mußte dieser die Nachtruhe opfern, die er dann bei Tage nachholen durfte.

Um Tage versah ich dann den Dienst, da die Kranken vor Schwäche das Bett noch nicht verlassen konnten. Alle paar Stunden reichte ich ihnen eine kleine Erfrischung, für die sie jedesmal dankten. Nach Aussage des Br. Alerius sind die eingeborenen Kinder sehr leicht zu pflegen. Dasselbe ist der Fall bei Erwachsenen. Sie sind mit wenigem zufrieden, da sie wenig Bedürfnisse haben. Auch haben sie selbst bei großen Schmerzen eine Geduld, um die wir Europäer sie fast beneiden möchten. Um meisten freuen sie sich und sind getrostet, wenn man ihnen aufrichtige, von Herzen kommende Teilnahme zeigt.

Man sagt von Kindern, sie seien gute Menschenkenner und hätten es bald heraus, wer es gut mit ihnen meine. Einem solchen schenken sie dann auch ihr volles Vertrauen und das gilt in ganz besonderem Grade, wenn sie krank und hilflos sind.

In den Vormittagsstunden sammelte ich, sobald ich abkommen konnte, Heilkräuter für die Hausapotheke. Während des Nachmittags, nach einer Besuchung des Allerheiligsten, studierte ich einem Buche — Heilkunde für Leib und Seele — um mir wenigstens etwas Weniges von Krankenbehandlung anzueignen. Um Abwechslung zu haben, holte ich aus der Schule alte Register, in denen meine Vorgänger sehr gelungene Bemerkungen über die der Schule entlassenen Knaben gemacht hatten. Diese interessierten mich ungemein wegen ihrer Originalität und ihrer ausführlichen Schilderungen und veranlaßten mich, daraus einige Skizzen zu machen. Vielleicht werde ich später einmal den freundlichen Lesern des Vergißmeinnicht welche mitteilen.

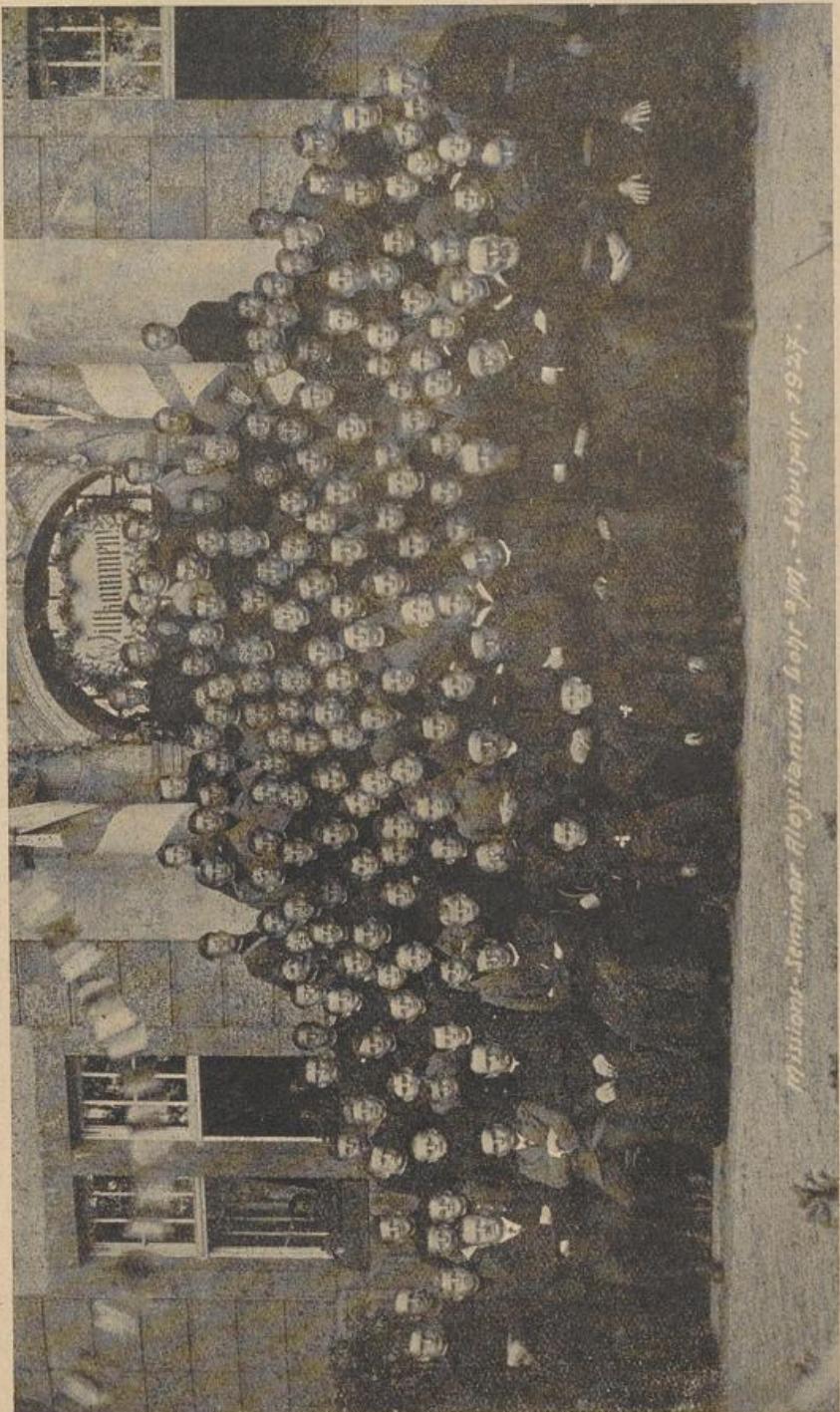
Vom Studieren und Lesen müde, machte ich an einem schönen Nachmittage einen kleinen Spaziergang in der nächsten Umgebung des Spitals. Zuerst besuchte ich die stillsten Nachbarn — die Toten — auf

dem nahen Friedhof. Daselbst ruhen etwas über 2000 Personen. Sie sind befreit von den Mühseligkeiten des Lebens.

Was für eigenartige, ernste Gedanken kommen einem doch auf einem christlichen Gottesacker, wo jeder Grabeshügel mit Blumen bepflanzt ist, bepflanzt von treuen, liebenden Hinterbliebenen und geschmückt mit einem Kreuz, dem Zeichen der Erlösung! Die große Mehrzahl der hier im Frieden ruhenden kannte ich persönlich und jetzt, was sind sie? Sie sind, was sie eigentlich immer gewesen — ein Nichts, Staub, Asche, Erde. — Sie waren, was wir sind und wir werden sein, was sie sind. Nach einem kurzen Gebet für ihre Seelenruhe ging ich zu dem vom Hochw. P. Emanuel angelegten, einige hundert Schritte vom Friedhof entfernten Fischteich. Es ist ein wahrer Hochgenuss diesen stummen Wasserbewohnern, Karpfen, zuzuschauen, wie sie in ihrem munteren Treiben hastig und schnell nach den zugeworfenen Brocken schnappen.

Von den Fischen weg ging ich zum nahen Umzimkulufuß. Dieser reizende Fluß ist wie ein übermütiger, halbwilder Junge. Im Winter bei niedrigem Wasserstand hört man seine Gewässer weithin rauschen, wenn er sie zwischen den großen Steinen und Felsblöcken hindurchdrängt. Dagegen im Sommer, während der Regenzeit ist er ein schrecklicher Geselle, wenn er seine schmutzigen Fluten in rasender Eile dahinwälzt. Wer es dann wagt, ihn zu überschreiten, sei es zu Fuß oder zu Pferd, ist unrettbar verloren. Schon viele Eingeborene ertranken in ihm. Auch zwei aus unserer Gemeinde, Br. Gerekin und Br. Cölestin mußten ihr Leben in seinen Fluten lassen. Beide liegen auf dem Centocower Friedhof begraben.

Während sechs vollen Monaten des Jahres macht der Fluß uns in Centocow große Schwierigkeiten, was niemand besser weiß, als unser Bruder Verwalter. Die Bahnhofstation, das Post- und Telegraphenamt, die amtlichen Behörden, Doktor und Apotheker, all das liegt auf der anderen Seite des Flusses. Jede Person, jede Sache, kurz alles mußte früher mit einem Boote befördert werden. Am 16. März 1913, am Palmsonntage, ging bei einer Überfahrt dasselbe in Trümmer, wobei zwei Personen, die zum Gottesdienst wollten, ertranken und eine dritte nur mit großer Mühe und Lebensgefahr gerettet werden konnte. Nun baute unser † Br. Nivard eine Fähre über denselben. Es ist das ein starker Kasten mit Sitzbänken, berechnet für vier Personen. Dieser hängt in zwei Rädchen auf einem starken Drahtseile, das an beiden Ufern fest in den Boden verammt und mit eisernen Säulen gestützt ist. An diesen beiden Säulen sind Rädchen befestigt, über die ein, mit dem Kasten verbundenes, fingerdickes Drahtseil läuft. Durch eine diesseits angebrachte Kurbel wird der Kasten hinüber und herüber geradelt. Unsere Arbeiter waren gerade damit beschäftigt, 200 Säcke Mais, die von der Bahn geholt worden waren, herüberzubefördern. Welch eine



Missionar-Seminar-Mojazanum Mayo 1927. - Scholzberg 1927.

Hochw. Herr Vater Hermann Urndt, Generalsuperior auf Besuch im Mojazanum

mühsame Arbeit! Was für ein Zeitverlust! Welch große Wohltat wäre doch für Centocow eine Brücke über den Umzimkulufuß.

Nun ging ich über die Felder, wo der Mais bereits einen halben Fuß hoch war. Br. Hugo, unser Verwalter, war gerade daran, den Arbeitsleuten zu erklären, wie sie den Mais haken und ausdünnen sollten, damit es schöne, große Kolben gäbe. Nach einigen hundert Schritten war ich in der praktisch angelegten Obstbaumsschule, die überall bewässert werden kann. Hier haben die Brüder Adrian und Isidor ihr schönes und interessantes Arbeitsfeld. Tausende von jungen Obstbäumchen stehen da zum Verkauf im schnurgeraden Linien wie Soldaten in Reih und Glied, sodaß jedes Menschenherz sich freuen muß wenn er sie sieht. Ungefähr vierzig Schulknaben waren am Jäten, während einige die Triebe der bereits veredelten Bäumchen pflanzten. Jahrelang Tag für Tag mit Kindern in einer so herrlichen Pflanzschule zu arbeiten mag wohl der Hauptgrund sein, warum die beiden Brüder daselbst ein so kindlich frommes Gemüt und festes Gottvertrauen haben. Sogar das furchtbare Hagelwetter am 16. Februar 1923, das eine zweijährige Arbeit und sämtliche Bäumchen vernichtete, daß sie dastanden wie geschälte Weiden, konnte ihren Gleichmut nicht erschüttern. Sie gingen wieder frisch und mit Gottvertrauen an's Werk, sät Samen, pflegten ihn und der liebe Gott segnete ihre Arbeit.

An Chrw. Schwester Stilla's großen, recht sauber gehaltenen Gemüsegarten vorbei, wo einige Dutzend Schulmädchen mit Spaten und Rechen, mit Pflanzen und Begießen beschäftigt waren, ging ich zum Chrw. Br. Vitalis in den Weinberg. Dieser, jetzt ein Greis von über 70 Jahren, aus einer Weingegend stammend hat sich in seinem langen Leben nicht nur eine große Fertigkeit und Geschicklichkeit in der Behandlung des Rebstockes angeeignet, sondern auch in der Kellerarbeit. Im ganzen Weinberg ist kaum ein Gräschchen zu finden. Denn unser Bruder ist ein Feind des Unkrautes, weil es Verstecke sind für das Ungeziefer und die Schädlinge des Rebstockes. Auch im Keller, wo für einen Winzer die lästigste oder unangenehmste Arbeit ist, hat er die größte Ordnung. An den Flaschen, mit denen er den Wein zum Verkauf wegschickt, darf nicht das Geringste auszusehen sein. Die werden so lange mit Asche, Sand und Lauge gewaschen, bis sie tadellos sind. Wegen dieser feinen gediegenen Arbeit, die er auch in seinem hohen Alter noch gewissenhaft verrichtet und weil er ein Meister ist in seiner Arbeit kaufen viele Priester ihren Bedarf an Meßwein nur bei ihm. Es ist deshalb auch erklärlich, warum sein fast einziger Gesprächsstoff sich dreht um Weinberg und Keller. Deshalb habe ich mich auch bei diesem sehr gesprächigen Bruder, der mir alles zeigen und erklären wollte, am längsten aufgehalten.

Nach diesem Spaziergang, der etwas über eine Stunde währte, war

ich wieder zu Hause im Spital. Kassian, dem ich den Auftrag gab, während meiner Abwesenheit ein Auge auf die Kranken zu haben, meldete, daß alles in Ordnung sei.

Als das Fieber die Kranken einige Tage verlassen hatte und sie etwas kräftigere Suppe bekamen, baten sie an einem windstilien, schönen Tage unter die Veranda, in die frische Luft gebracht zu werden. Ich hatte meine Bedenken, denn sie konnten kaum stehen, viel weniger gehen. Ich ging also zu Br. Doktor um die Erlaubnis zu holen oder wenigstens seine Meinung zu hören. Er war selbst in das Spital. Da er die Patienten besser antraf, als er erwartete und weil die Witterung ausnahmsweise günstig war, so gewährte er ihre Bitte und wir schoben die mit Rollen versehenen Betten unter die Veranda. Welch ein dankbarer Blick auf den Doktor kam da von den Augen der Knaben, die jetzt nach zwei Monaten wieder einmal frische Luft atmen konnten! Der pausbackige Donat machte große Augen, als ob er die Natur und ihre Schönheiten seit Jahren nicht mehr gesehen hätte. Voller Staunen sagte er zu Br. Doktor: „Wie herrlich glänzt der Klaneniberg in der Sonne! Wie schön sind die Blumen neben der Veranda aufgeblüht! Horch mal! Klingt es von der Schule her nicht wie Musik! O bitte, lasz mich zu meinen Kameraden!“ Die vermeintliche Musik war nur der Lärm spielender Knaben. Es wurde ihnen versprochen, daß sie von jetzt an jeden Tag und zwar jedesmal etwas länger in die frische Luft dürften, vorausgesetzt, daß die Witterung es erlaube und vielleicht nach zwei Wochen dürften sie auch ihre Schulkameraden besuchen.

Diese wenigen Worte zauberten ein so freudiges Lächeln bei den Rekonvaleszenten hervor, das erste seit ihrer schweren Krankheit, wie ich es noch selten gesehen habe. Auch beobachtete ich bei Br. Doktor eine recht freudige Stimmung, die mir an ihm neu war. Es schien mir, als ob er sich freue wie eine Mutter sich freut über das erste Lächeln ihres Kindes. Ich glaube daß in solchen Augenblicken die Pflegepersonen, wer immer es sein mag, alle Mühen, Sorgen und Opfer, die sie für die Kranken gebracht haben vergessen und daß solche Stunden zu den glücklichsten ihres verdienstvollen Berufes gehören. Schon nach acht Tagen bekamen die Knaben die Erlaubnis, ihre Mitschüler in der Schule zu besuchen. War das eine aufrichtige Freude und ein nicht enden wollender Jubel unter den Altersgenossen, als alle drei eine Woche vor Weihnachten unerwartet während des Mittagessens im Refektorium erschienen. Man hätte meinen können, es sei ein Wiedersehen nach jahrelanger Trennung. Nach dem Tischgebet ging die ganze Knabenschar zum fröhlichen Spiel. Da wird es heute l. stig werden! Wie die Augen der Jungen voll Frohsinn leuchten! Wie die Zünklein so hastig sprechen, als ob sie dieselben von den Mädchen geliehen hätten! Wie doch die Glieder so beweglich sind!

Munter und lebhaft, schreiend und lärmend, pfeifend und singend, voll Heiterkeit und Lebenslust und noch keine Sorgen kennend, bewegt sich das junge Volk auf dem für ihre Zahl viel zu kleinen Spielplatz. Einige riefen: „Komm, Donat zum Ballspiel! Du, Ildephons, wir wollen um die Wette laufen!“ Einer brachte Stöcke zu Patrik, um mit ihm, die bei den eingeborenen Knaben so beliebte Fechtkunst zu üben. Doch alle drei blieben ruhig mit heiterem Lächeln auf der Bank im Schatten sitzen. Leo, einer der größten Spektakelmacher ließ auf sie zu und sagte: „Warum macht ihr denn nicht mit beim Spiel? Wir wollen uns doch mit euch freuen.“ Sie sagten: „Spielt nur, wir schauen zu. Wir werden ein andermal mitmachen. Jetzt geht es noch nicht. Wir sind zu schwach auf den Beinen und werden fallen.“ In einer halben Stunde waren sie schon wieder vom Zuschauen müde und gingen zurück zur Krankenwohnung.

Von jetzt an durften sie auch zur Kirche zur hl. Messe gehen und die hl. Kommunion daselbst gemeinschaftlich mit ihren Mitschülern empfangen. Wie schnell kehrt doch bei jungen Leuten Fröhlichkeit und Kraft zurück. Ältere Leute, die zu gleicher Zeit frank waren, brauchten Monate, bis sie sich auch nur etwas erholten. Es freuten sich nicht nur die Kinder, sondern die ganze Christengemeinde, weiß und schwarz, daß Donat an Weihnachten in der Frühmesse mit seiner reinen, glockenhellen Knabenstimme (er sang Sopran), das uns allen so liebe Lied: „O du süßes Jesuskind“ anstimmte. Wie andächtig, zart und friedlich sang da die ganze Schülerschar, Knaben sowohl als Mädchen! Hatten sie doch jetzt wieder ihren „Ingoni“ Singvogel — Donats Name bei den Schülern — in ihrer Mitte.

Da die ansteckende Typhusseuche allmählich erlosch und nur mehr wenige Kranke hier waren, so kehrte unser guter Br. Allexius Ende Januar 1921 in das Mutterhaus Mariannhill zurück, weil Br. Abel die viele Arbeit daselbst nicht allein bewältigen konnte, begleitet von den besten Wünschen der Centocower und einem starken Sommerregen, der ihn, bis er zur Bahn kam, bis auf die Haut durchnähte. Möge ihm der liebe Gott all das Gute, das er hier getan, reichlich vergelten!

Die drei Knaben mußten noch ein Jahr in der Mittelschule lernen. Als sie dieselbe absolviert hatten, gingen zwei von ihnen nach Mariannhill. Donat setzte seine Studien fort im dortigen Lehrerseminar, Patrik lernte das Schusterhandwerk. Ildephons suchte und fand Arbeit in der Stadt als Hausbursche. Hoffen wir, daß sie nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft werden, aber ganz besonders, daß sie brave, glaubenstreue Christen bleiben, so wie sie es waren in ihrer Jugend.



Marterl im Gebirge

MIVA

Die Eisregionen Grönlands und Alaskas, die Pampas Südamerikas, die Steppen Südafrikas, die Urwälder Ostafrikas, die Dschungeln Indiens, die ozeanischen Inselgebiete — all die Länder der Erde, in denen die hl. katholische Kirche ihre Missionare, Brüder, Schwestern, Ärzte, Lehrer und Katecheten einsetzt, um den Befehl Christi: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker!“ auszuführen, lassen immer wieder die gleichen Klagen in die Heimat gelangen: „Die Ernte ist groß, der Arbeiter sind zu wenige“ und „die verlangten Opfer sind zu groß, besonders auf den großen Expeditionen durch Wüste, Urwald, Schnee und Eis“ und „die vorhandenen Kräfte werden allzusehr beansprucht.“ Diese sich stets mehrenden Klagen langsam aber sicher verstummen zu machen, hat sich jetzt ein Weg angebahnt durch die „Missions-Verkehrs-Arbeitsgemeinschaft (MIVA).“ Zweck der MIVA ist: Beschaffung und Betrieb von Verkehrsmitteln für den Land-, Wasser- und Luftverkehr für die katholischen Missionen (In- und Auslandsmission, Heidemission, Auslandsdeutschland).

Dem Vorstand gehören an als Protektor: Se. Eminenz, der Hochwürdigste Herr Kardinal Karl Joseph Schulte, Erzbischof von Köln; als Ehrenvorsitzender: Se. Durchlaucht Alois, Fürst zu Löwenstein; als 1. Vorsitzender: Dr. Adenauer, Oberbürgermeister von Köln; als 2. Vorsitzender: P. Max Kassiepe O. M. I., Hünfeld-Fulda; als 3. Vorsitzender: Kaiserl. Japan. Konsul Heinrich Maus-Köln; als geschäftsführendes Vorstandsmitglied und technischer Leiter der MIVA: Oblatenpater Paul Schulte-Köln.

Ungegliedert sind der MIVA bislang die gesamten päpstlichen Missionsvereine, ferner die ganzen katholischen, nicht direkt missionseingestellten Vereine, die katholische Presse, die katholische Schulorganisation, zahlreiche Einzelpersonen und eine große Anzahl von Firmen: Norddeutscher Lloyd, Hamburg-Amerika-Linie, Junkers Flugzeugwerke, Agrippina-Versicherungskonzern Köln u. v. a. m.

Die heimatliche Diaspora wie die auswärtigen Missionen senden aus aller Welt Glückwünsche und sehnen nur eines herbei: die Umsetzung der Idee in die Tat. Dann ist geholfen: Fahrräder, Motorräder, Kraftwagen, Motor- und Dampfboote, Flugzeuge werden unter Einsatz von weniger Personal und größerer Schonung des Einzelnen bessere Auswertung von Zeit und Menschenkraft gestatten. Neuerrichtung von Stationen, Ablösung der Missionare und Schwestern in Krankheitsfällen, häufigere Postbestellung, schnellere ärztliche Hilfe, Versorgung eines größeren Gebietes bei intensiverer Betreuung — das alles wird erreicht, erreicht die MIVA ihr Ziel.

Auch die Mariannhiller Missionare sind der MIVA angeschlossen. Auch

unseren Missionaren fehlen Verkehrsmittel. Sendet uns Spenden für die MIVA, damit wir unseren Missionen Fahr- und Motorräder, Boote, Flugzeuge geben können. Alle an uns gesandten Gaben kommen auch unserer Mission zugute.

Sei die Gabe klein oder groß: ein herzliches „Vergelt's Gott!“ Es gilt Gott und die Seelen.

Von Pater Nikolaus Scheb, R. M. M.

Keilands in Not

Mit Schrecken lese ich in der Nr. 352 der katholischen Zeitung Südafrikas „Das südliche Kreuz“ vom 6. Juli 1927 folgenden Notschrei:

Missionsstation der hl. Familie Keilands

Ihr Väter und Mütter und ihr glücklichen Kinder katholischer Familien, der hl. Familie zu Liebe, helft der ärmsten der armen Missionen. Fünf Jahre schon haben wir gesät ohne jedoch auch nur im geringsten etwas zu ernten.

Unser Volk stirbt an Hungersnot. Alle Leute erwarten Hilfe vom Missionar. Die Alten, die hilflos und schwach sind, die jungen Leute, die zwar kräftig sind, sich aber vergebens um Verdienst umschauen, die verwaisten Kleinen, denen die Not Vater und Mutter geraubt . . . sie alle schauen auf zum Missionar und erwarten von ihm das notwendige tägliche Brot.

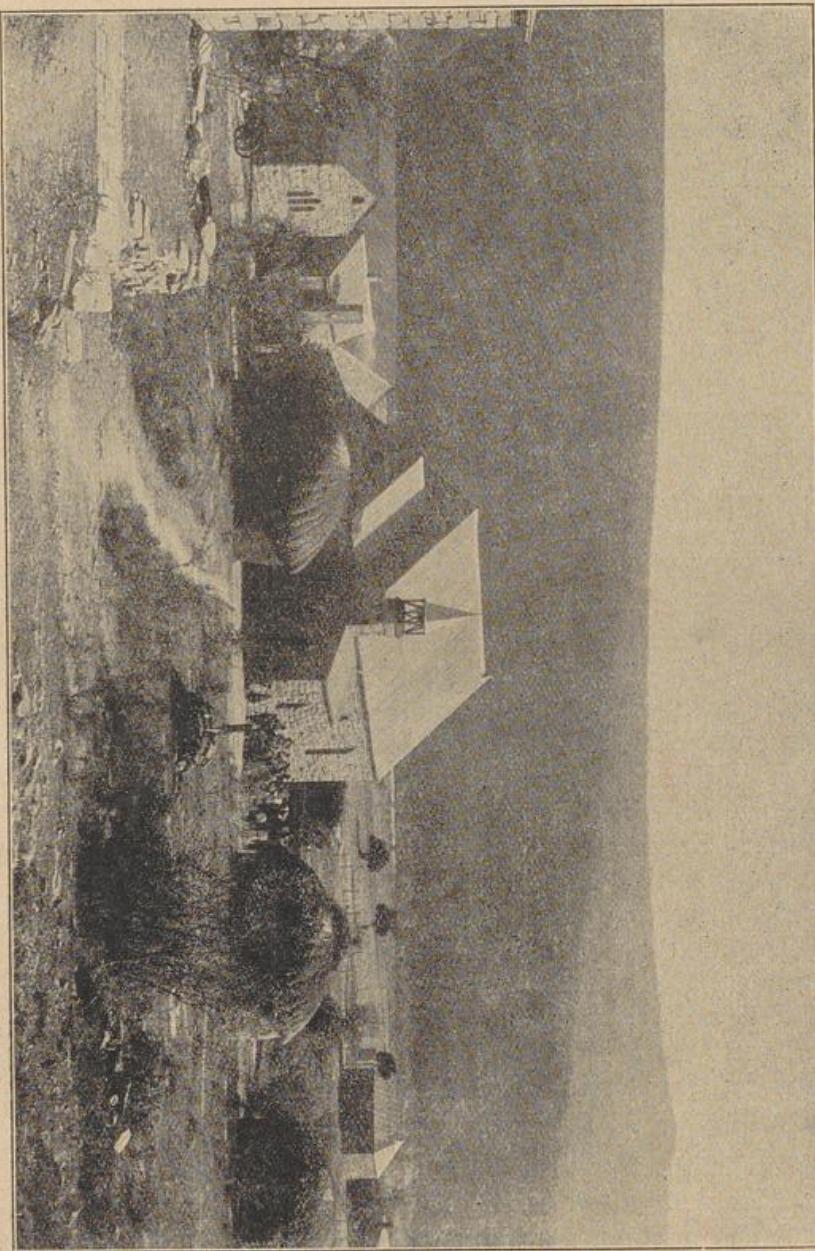
Aber der Missionar kann ihnen, wenn ihr ihm nicht helft, nichts anderes geben als einen Stein.

Von vielen Seiten zwar, wir wissen es, wird Eure Mildtätigkeit in Anspruch genommen und Eure Herzen wären oft sehr geneigt, wenn die Mittel nicht zu schwach wären. Gleichwohl öffnet noch einmal, wir bitten Euch, Eure Herzen hört auch diesen unsern Notschrei und sendet ein Almosen, wenn auch noch so klein an den Hochwürdigsten Herrn Bischof Mac Scherry, Post Elisabeth, der diesen Bittruf genehmigt und gesegnet hat; oder direkt an den P. Rektor der Missionsstation der hl. Familie, Keilands, Post Vanzi bei Cosimvaba, Tembuland, Cap-Provinz.

Soweit der Notruf in der Zeitung.

Immer lebte man in Keilands kleinlich sparsam und peinlich arm. Zur Zeit als ich noch dort missionierte, gingen uns an einer Seuche in einem halben Jahre 4 Pferde ein. Das ist ein furchtbarer Schaden für solch eine kleine Station, aber man trug den Schaden mit all den damit verbundenen Opfern in Geduld. Der einzige Fruchtbaum, der in dem heißen Tafkessel mit Not großgezogen werden konnte, blieb eines Som-

Unserer Missionstation Reilands



mers ohne Frucht, auch die Gemüsebeete im Klostergarten waren von der sengenden Sonne völlig verbrannt worden — man ertrug die Entbehrung in ergebener Geduld. Heuschreckenschwärme ließen sich einmal auf Feld und Garten nieder und vernichteten selbst die Viehweide. Der Ernteertrag des vorhergehenden Jahres ließ diese Katastrophe jedoch leidlich ertragen.

Nun aber nach 5jähriger Dürre und 5jähriger stillgetragener Not ist das Elend zu groß. Wenn die Patres, Brüder und Missionsschwestern sehen müssen, wie ihr Volk so bitter darbt, wenn sie die Kinder ihrer Schulen dauernd um Brot jammern hören, wenn sie ihre Schäflein an Hunger zu Grunde gehen sehen — da versteht man es — wenn auch sie, die Geduldigen, die Opferbereiten, was sage ich, die Opfergewohnten — ihre Stimme erheben und um ihrer lieben schwarzen Neuchristen und Katechumenen willen einen Notschrei aussstoßen. Nur 3 Jahre weilte ich in dem heißen, steinigen, ausgebrannten Keilands und sah manche Not, viele Schwierigkeiten und große Gefahren. Der P. Rektor aber, P. Albert Schweiger, R. M. M., ist nun bereits 20 Jahre auf diesem schwierigen, opferreichen Missionsposten. Er ist Entbehrung, Mangel und Not gewohnt. Umso ernster muß demnach sein Notschrei aufgenommen werden. Möchten doch viele diesen Notschrei hören und sich der armen Mission in Keiland's erbarmen. Gaben unter „Keilandshilfe“ nehmen jederzeit unsere Vertretungen entgegen.

Von Pater J. Buchner, R. M. M.

Ein Versehgang

Eines Abends wurde mir in Mariannhill gemeldet, daß eine gewisse Frau, die früher Protestantin gewesen war, jenseits des Umbogodoflusses wohnt, frank sei und den Missionar wünsche. Am nächsten Morgen setzte ich mich in aller Frühe aufs Pferd, um den ungefähr 4 Stunden langen Ritt anzutreten. Das Wetter war sehr unfreundlich. Es war im Monat März, also gerade Herbstwetter. Ein kalter Herbstregen hatte die Wege und Stege schlüpfrig gemacht. Ununterbrochen goß es vom schmutziggrauen Himmel nieder. Als ich nun an den Umlauffluß kam, sah ich, daß derselbe schon ziemlich viel Wasser hatte und schwierig zu überschreiten war. Da ich aber gerade am Damm des Durbaner Wasserwerkes war, der das Wasser, das über ihn hinwegläuft, ebenmäßig verteilt, glaubte ich wohl noch durchkommen zu können. Zur Vorsicht zog ich aber doch die Füße aus den Steigbügeln und kniete mich in den Sattel. Die Sache ging auch ganz gut, bis das Pferd kurz vor dem jenseitigen Ufer plötzlich vollständig im Wasser versank. Zwei Schwarze, die das vom jenseitigen Ufer aus mitangesehen hatten, riefen vor Schrecken laut: „Der Weiße ist verloren.“ Doch ebenso schnell als

Charly, mein gutes, treues Pferdchen verschwunden war, kam es mit den Vorderfüßen wieder hoch und arbeitete sich mächtig schnaubend und pustend auf das Trockene. Zum Glück hatte ich mich im Sattel festhalten können. Aber das Wasser war mir bei diesem unfreiwilligen Bad doch bis an den Gürtel gegangen. Es hatte mir auch die Satteltaschen angefüllt, worin die Sachen für die Krankenprovisur waren und mein kleiner Mundvorrat. Als ich nun so der Gefahr entronnen war, untersuchte ich noch, bevor ich weiterritt, woher denn das große Loch käme, in welches mein Pferd versunken war, ich wußte doch von früheren Ritten her an dieser Stelle keines. Da stellte sich nun heraus, daß das Hochwasser die Decke von zwei Schleusenanälen, die unter dem Damm durchgegangen war, und früher übermauert gewesen waren, weggerissen hatte. So war mein Pferd also in einen dieser Kanäle hineingestürzt. Frohgemut ritt ich weiter. Nach ungefähr zwei Stunden kam ich, nachdem ich nochmals einen vom Regen angeschwollenen Fluß gekreuzt hatte, naß und müde zum Hause der franken Frau. Ich traf sie allein in der Hütte neben dem Feuer sitzend und mit einer Näharbeit beschäftigt. Ich frug sie: „Warum liegst du denn nicht zu Bett?“ Da sagte sie: „Mir war gestern sehr unwohl und da hatte ich große Angst, ich müsse sterben. Darum ließ ich dich gleich rufen. Über Nacht aber wurde es wieder besser, nachdem ich eine Medizin genommen hatte.“ Ich fragte sie: „Hast du denn heute schon etwas gegessen?“ Ich hatte ja das Allerheiligste bei mir und wollte die Frau wenigstens kommunizieren lassen. Sie antwortete: „Ja, Baba, ich habe schon geessen.“ „Ja, hast du mich denn nicht erwartet?“ frug ich. „O Baba“, sagte sie, „als mir wieder besser wurde, hungerte mich und so aß ich. Ich dachte auch gar nicht, daß du bei dem schlechten Wetter und den hochangeschwollenen Flüssen kommen würdest und könntest. Ich beredete nun die Frau, wenigstens das Sakrament der hl. Beicht zu empfangen. Als ich aus der Satteltasche die Stola herausnahm, war sie durch das eingedrungene Wasser mit dem Brot, das in der Tasche war, zu einem Klumpen vermischt. Die Frau wollte mir vor meinem Weggang noch etwas zu essen anbieten, allein sie sagte, sie sei so arm und habe nichts. Eine Tasse Tee machte sie mir aber zurecht. Dann schwang ich mich in den Sattel und ritt heimwärts, wo ich naß und müde abends ankam.

Von Pater Chyprian Ballweg, R. M. M.

Die Taufgnade verscherzt

Auf der Missionsstation Mariatrost ging ich jeden Donnerstag nach der Außenstation Umzumbi, um dort Katechese zu halten und die hl. Messe zu feiern. Ich kam dabei auch immer an einem Kraal vorbei, in welchem ein schwindfältiger alter Heide lag. Da ich sah, daß er dem Tode

schon ziemlich nahe war, besuchte ich ihn jedesmal, um seine Seele für den Heiland zu gewinnen. Ich erzählte ihm immer wieder von den großen Taten der Liebe Gottes, vom Leiden des Heilandes, von Gottes Barmherzigkeit und mahnte ihn, nicht so als Heide in die Ewigkeit hinüberzugehen, sondern sich taufen zu lassen. Allein er wollte von der Taufe nichts wissen. Als ich wieder einmal bei ihm vorsprach, fuhr er mich sogar sehr barsch an und verwies mich aus dem Hause und sagte, ich solle ihn fortan in Ruhe lassen. In der nächsten Woche ritt ich wieder vorbei an diesem Kraal. Als ich in die Nähe kam, hörte ich ein lautes Schreien und Heulen. Ich erkundigte mich, was denn geschehen sei. Man sagte mir, der Kranke sei soeben gestorben, und seine Weiber beginnen die Totenklage. So war der Priester sozusagen vor der Türe und der, der ihn das letzte Mal so barsch abgewiesen, hatte nicht mehr die Gnade, getauft zu werden. Mit ernsten Gedanken beschäftigt, ritt ich nach Hause und betete für den armen Toten, daß Gott seiner Seele gnädig sein wolle.

Die Eltern sind der Spiegel des Kindes

Die kleine Anna war eben fünf Jahre alt und konnte schon mehrere Gebetchen und fromme Gedichtchen hersagen. Schon früh hatte sie solches auf dem Schoße der guten Mutter gelernt. Die Bildung der kleinen Herzen liegt ja zunächst in der Hand der Eltern, besonders in der Hand der Mutter. Anna hatte das Glück, eine gute fromme Mutter zu besitzen, welche sorgfältig über das Herz ihres Kindes wachte. War Anna des Morgens gewaschen und angekleidet, so kniete die gute Mutter mit ihrem Kinde vor das Kruzifix, und die Kleine mußte mit gefalteten Händchen das Morgengebet verrichten.

Der Vater war Fabrikarbeiter und kümmerte sich wenig um die Erziehung seines Töchterchens. Nur Mittags und Abends unterhielt er sich auf kurze Zeit mit dem Kinde, nahm es dann auf seinen Schoß herzte es und strich mit seinen schwieligen Händen die zarten Wangen des Kindes. Die kleine Anna hatte es bemerkt, daß der Vater nach dem Essen nicht betete. Einst fragte Anna in zutraulichem Tone die Mutter: „Sag, liebe Mutter, betet der Vater gar nicht?“ Die Mutter wurde sehr verlegen und antwortete dem Kinde: „Der Vater betet auch, aber er ist mitunter sehr eilig und dann vergißt er das Gebet.“ Eine weitere Frage stellte das Kind nicht. Am Abend, als das Kind zur Ruhe war, erzählte die Mutter dem Vater den Vorfall mit dem Kinde. Anfangs schwieg der Vater, dann sagte er: „Frau, von jetzt an werde ich das Beten nicht vergessen.“ Längere Zeit nachher sagte das Kind zur Mutter: „Liebe Mutter, der Vater ist doch recht gut, er betet jetzt immer mit uns.“

Ein Opfer des Beichtgeheimnisses

Fortsetzung

„Was ich hier erzähle, ist keine Fabel, sondern ein wirkliches Ereignis aus der jüngsten Vergangenheit. Die öffentlichen Blätter haben darüber berichtet, nicht nur der Univers, sondern auch der Figaro und die Libre Parole. Der Fall hat so große Ähnlichkeit mit dem, der uns beschäftigt, daß ich gar nicht auf die Ähnlichkeit hinzuweisen brauche. Er erklärt das Geheimnis des unseligen Mordes St. Victoire tausendmal besser, als die ganz unmögliche Annahme, daß ein solcher Mann ein solches Verbrechen begehen könnte. Hüten Sie sich also, meine Herren Geschworenen, daß nicht Ihr Spruch statt einen Mörder ein heroisches Opfer seiner Pflicht treffe!“

Abbe Montmoulin war dem letzten Teile der Verteidigungsrede mit großer Erregung gefolgt. Er fing an zu hoffen und erneuerte das Gelübde, daß er schon im Kerker gemacht hatte, im Falle der Freisprechung mit Erlaubnis seiner Obern in einen Missionsorden einzutreten. Aber die Gegenrede des Staatsanwalts stimmte seine Hoffnung bald herab. Erregt hatte sich Herr Jouvert erhoben und begann seine Widerlegung, als kaum das letzte Wort des Verteidigers verhallt war. Mit Entrüstung wies er die Anklage zurück, als ob er oder der hohe Gerichtshof etwas versäumt hätte, was auch nur von ferne als eine Forderung der Gerechtigkeit hätte erscheinen können. Alles habe er aufgeboten, um den Küster Loser zur Stelle zu bringen; denn er habe sich ja wohl denken können, daß die Verteidigung dessen Abwesenheit bemängeln werde. Erst als bewiesen war, daß Loser zur Zeit nicht in St. Victoire sein konnte, habe die Untersuchung die fruchtbare Mühe aufgegeben, Loser aufzufinden. Der Beweis sei erbracht, und es gezieme dem Verteidiger schlecht, statt denselben zu widerlegen, einen solchen unqualifizierbaren Aussall auf den Gerichtshof zu machen. — Dann wandte sich der Staatsanwalt mit bitterem Hohn der Theorie des Beichtgeheimnisses zu, die soeben den Geschworenen entwidelt worden sei. Er nannte dieselbe eine unsittliche, die im Widerspruch mit der höchsten sittlichen Norm, dem Gesetze, stehe. Das niedliche Beispiel aber, das der gelehrte Kollege vorgetragen habe,

trage ja den Stempel der Erfindung doch gar zu deutlich an seiner Stirne, auch wenn es im Figaro oder in der Libre Parole oder seinem wegen in der Lanterne gestanden habe. Aber gesetzt, dasselbe beruhe auf Wahrheit: wem dann einsallen könne, etwas Ähnliches habe sich hier mit Loser zugetragen? mit Loser, von dem es feststehe, daß er seit Jahren nicht gebeichtet habe, und daß gerade darum die Klerisei ihn von seinem Posten habe verdrängen wollen? Wer es denn glaubwürdig finden wolle, daß dieser „verstockte Sünder“ erst den Mord begangen habe und dann zu Kreuz gekrochen sei? Credat Iudaeus Apella! Da wolle auch er noch lieber mit der klerikalalen alten Köchin glauben, der Teufel habe den Küster durch die Lüste zum Mord gebracht und gleich nach der Tat mit Haut und Haar in die Hölle geworfen! Nach diesem Hohne, der lautes Gelächter hervorrief, wurde der Staatsanwalt wieder ernst und schilderte nun diesen von den Klerikalen mit Ingrimm verfolgten Küster als einen edlen, aufgeklärten Mann, als einen glühenden Patrioten, der Blut und Leben für Frankreich in die Schanzen geschlagen habe. Loser zähle zu den führern Männer, die in jener eisigen Januarnacht des Jahres 1871 mitten in dem von feindlichen Horden besetzten Lande die Brücke von Fontenay sprengten — eine Tat, die genügt haben würde, die feindlichen Heere dem Verderben zu überliefern, wenn nur die Führer dieselbe besser auszunützen verstanden hätten. Und einen solchen Mann wage die Verteidigung auf gut Glück, wahrscheinlich nach dem alten Rezept, der Zweck heilige die Mittel, also zu verdächtigen! — „Was endlich den Beweis angeht: Ein solcher Mann kann ein solches Verbrechen nicht begangen, — ist es ein leichtes, den Satz umzudrehen und zu schließen: Wer ein solches Verbrechen begangen hat, wie von uns bewiesen wurde, ist eben kein solcher Heiliger, wie der Verteidiger aus dem Angeklagten ihn schnitzen wollte, sondern ein Scheinheiliger, ein Heuchler, dem heute die Maske vom Antlitz gerissen wird. Und so steht er auch vor uns — sieht ihn nur an, wie er bei dieser Anschuldigung, die ich ihm ins Gesicht

schleudere und die jeden ehrlichen Menschen empören müßte, nichts anderes kann, als seine Augen verdrehen und zum Kruzifix hinaufschauen, als ob er sagen wollte: „Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin wie diese Sünder, die deine Diener verlästern!“ — Ich habe nichts mehr hinzuzufügen als: Geschworene, waltet eurer Pflicht!“

Der Staatsanwalt hatte mit hinreißender Veredsamkeit gesprochen; die Stelle, in welcher er den Küster unter den „Helden von Fontenay“ geschildert, hatte das leicht entflammbar patriotische Herz der Zuhörer, auch der Geschworenen, förmlich elektrisiert. Der Verteidiger fühlte sich überwunden und erwiederte nur in wenigen kühlen Sätzen, welche er mehr an die Richter als an die Geschworenen sprach, auf die Rede seines Gegners. Er habe nur auf seinen früheren Ausführungen zu bestehen, sagte er. Das Pathos des Herrn Staatsanwalts, das ihn mehr zu einem Demagogen als einem Gerichtsredner befähigte, habe sachlich nichts widerlegt. Nach wie vor stütze sich die Anklage auf die Aussage des einen Schaffners, der sich irren könne. Mit Entrüstung weise er die Behauptung zurück, daß Beichtgeheimnis sei unsittlich, weil es gegen das bürgerliche Gesetz verstöße; denn das göttliche Gesetz stehe über dem menschlichen. Der Gegner habe zwar das rührende Beispiel von dem Opfer des Beichtgeheimnisses aus Polen verhöhnt, aber nicht widerlegt. Es sei ihm nicht eingefallen, diesem Loser ein Blatt vom Lorbeerkrantz zu brechen, den derselbe angeblich sich erworben (Psui! von der Galerie); aber ob diesem Chasseur des Bos- ges, der schon so viel Blut vergossen, die Tat, um die es sich handle, nicht eher zuzutrauen wäre als der milden Hand des Priesters? (Lärm auf der Galerie. Der Präsident drohte, dieselbe zu räumen, wenn der Redner noch einmal unterbrochen werde.) Endlich habe man sich nicht gescheut, seinen Klienten einen Heuchler zu nennen, ja dessen rührendes, heroisches, wahrhaft christliches Benehmen während dieser langen und schrecklichen Verhandlung als plumpe Heuchelei hinzustellen. Ob es denn in Frankreich so weit gekommen, daß man in höchster Bedrängnis, wo es sich um Ehre und Leben handle, kein Gebet mehr sprechen dürfe, keinen Blick mehr zum Kreuze erheben könne, ohne der Heuchelei geziichtet zu werden? Er überlasse das getrost dem Urteile der Geschworenen und könne sei-

nerseits nur beteuern, in den langen Jahren seiner Praxis niemals einen Angeklagten gesehen zu haben, welcher so den Stempel der Unschuld an der Stirne trage wie sein heutiger Klient. — Man erwarte vielleicht von ihm zum Schlusse irgend ein Wort, einen Zug, der geeignet wäre, die Geschworenen milde zu stimmen. Das wäre ja nicht schwer; er braüche nur an die greise Mutter zu erinnern, die sie gesehen, und die in dem Angeklagten, wenn das Schuldig über ihn gesprochen würde, den Stab ihres Alters verlieren müßte. Aber er wolle nicht davon reden, und zwar weil der Angeklagte es nicht wünsche. „Nicht Mitleid verlange ich von meinen Richtern, sondern Gerechtigkeit. Das Leben selbst, die Freiheit hat für mich keinen Wert, wenn ich nicht der gegen mich erhobenen Anklage völlig frei und ledig gesprochen werde.“ So sagte er zu mir; so sage ich auch zu euch: Wäget die vorgelegten Gründe auf der Waagschale der Gerechtigkeit — und ihr werdet den Angeklagten frei und ledig sprechen!“

Der Verteidiger verneigte sich gegen den Präsidenten, zum Zeichen, daß er zu Ende sei, und der Präsident richtete nun an die Geschworenen die Frage, welche sie zu bejahen oder zu verneinen hatten: Ist der Angeklagte des ihm zur Last gelegten Raubmordes schuldig oder nicht? und entließ sie nach einigen Worten der Ermahnung in ihr Beratungszimmer, worauf die Richter sich zurückzogen und der Gefangene in seine Zelle abgeführt wurde.

Auf der Galerie wurden jetzt lebhaft die Aussichten des Angeklagten besprochen. „Er ist der Tat überwiesen!“ rief der Nachbar zur Linken neben Frau Le Noir. „Wie könnt Ihr so was sagen, nachdem Herr Meunier seine Unschuld so klar dargetan hat!“ sagte Frau Le Noir.

„Aun, so klar ist der Nachweis nicht“, bemerkte der Hintermann. „Ich meinerseits werde nie glauben, daß dieser Held von Fontenay die Tat beging und wenn er sie nicht mordete, dann tat es doch dieser Pfarrer. Sapristi! was dieser Herr Joubert die glorreiche Affaire geschildert hat! Ich meinte, ich sehe die Brücke vor der Nase der Preußen in die Luft fliegen und der Knall tönt mir noch in den Ohren.“

„Ja, ja, der Joubert ist dem Meunier über. Das war ein feiner Zug; damit hast er die Geschworenen auf seine Seite gebracht“, sagte der Nachbar zur Linken,

den nur die Verhandlung interessierte, und bot Frau Le Noir eine Prise an. „Aber damit hat er noch nicht gewonnen. Seht, ich bin im Rechte so bewandert wie der Präsident und könnte, wie schon gesagt, mit meiner Erfahrung die Verhandlung gerade so gut leiten wie der Herr Peultier. Da ist nämlich der Artikel 352 des Code d'instruction criminelle; der bestimmt, daß, wenn alle Richter einstimmig der Ansicht sind, die Geschworenen hätten sich geirrt, der Angeklagte bei den nächsten Assisen vor andere Geschworene gestellt werden muß. Ferner ist da der Artikel 351; der bestimmt, daß, wenn die Geschworenen ihr „Schuldig“ nur mit einer einzigen Stimme Majorität aussprechen, die Richter ebenfalls abstimmen und ihre Stimmen zu denen der Geschworenen zählen. Dadurch ist es möglich, daß der mit einer Stimme Majorität von den Geschworenen als „schuldig“ befundene doch noch freigesprochen wird.“

„Ah was! Wenn die Geschworenen ihn nicht einstimmig „schuldig“ erklären, so verdienen sie gehängt zu werden!“ rief ein anderer in der Nähe.

„Nun, sie scheinen sich jedenfalls zu bedenken. Schon eine volle halbe Stunde sitzen sie da drinnen beisammen und scheinen den Reim nicht finden zu können. Ehrliche Burschen, die einen solchen Heuchler auf den ersten Blick erkennen, wie der Staatsanwalt gesagt, hätten ihr „Schuldig“ in fünf Minuten gefunden.“ „Still, still — sie klingeln!“

Im Nu verstummte alles. Die Richter begaben sich an ihre Plätze, und aller Augen schauten auf die Geschworenen, die auf ihrer Tribüne erschienen. Der Präsident richtete an dieselben die übliche Frage; sofort erhob sich der Obmann und sagte, die Rechte auf die Brust gelegt, mit feierlicher Stimme: „Auf meine Ehre und mein Gewissen, vor Gott und den Menschen lautet der Spruch der Geschworenen: Ja, der Angeklagte ist des ihm zur Last gelegten Raubmordes schuldig.“

„Mit wieviel Stimmen wurde der Spruch gefällt?“

„Mit 8 Schuldig gegen 4 Nichtschuldig.“ Ein Brausen lief durch den Saal. Es war geschehen. Waren es 7 gegen 5 gewesen, so hätte die Majorität der Richter noch zu Gunsten des Angeklagten entscheiden können. Und da sie nicht einstimmig der Meinung waren, die Geschworenen hätten sich bei ihrem Spruche ge-

irrt, so erübrigte dem Präsidenten nach dem Geschehe nichts anderes, als zur Verkündigung des Urteils zu schreiten. Er ließ also den Angeklagten in den Saal zurückführen. Der Gerichtsschreiber verkündete ihm den Spruch der Geschworenen. Der Staatsanwalt erhob sich und forderte das vom Geschehe bestimmte Todesurteil. Der Präsident fragte Abbe Montmoulin, ob er etwas zu bemerken habe, weshalb das verlangte Urteil nicht gesprochen werden dürfe. Der Angeklagte antwortete mit Ruhe und Ergebung: „Nein. Ich verzeihe allen, welche zu diesem Sprache beigetragen haben. Ich sterbe unschuldig.“

Nach kurzer Rücksprache mit den Richtern und nach Lesung des Artikels 302 des Code Penal verkündete der Präsident, daß der gegenwärtige Francois Montmoulin, Pfarrer von St. Victoire, des Raubmordes schuldig und nach dem eben verlesenen Artikel des Strafgesetzes in Übereinstimmung mit Artikel 12 zum Tode der Enthauptung verurteilt sei. Ort und Zeit der Vollstreckung des Urteils wurde einer späteren Verfügung vorbehalten.

Der Verurteilte hatte den Spruch mit Ruhe, fast mit Freude angehört. Mit einem Blicke nach oben sagte er halblaut: Deo gratias! Auf der Galerie, wo man diese Worte bei der großen Ruhe, die im Saale herrschte, verstanden hatte, riefen einige Stimmen: „Heuchler! Mörder!“ Der Präsident gebot Schweigen und tadelte diese Roheit gebührenderweise. Dann richtete er wenige Worte der Mahnung an die Anwesenden und forderte den Verurteilten auf, sich dem Spruche mit Fassung zu unterwerfen und sich zum Tode vorzubereiten. Damit erklärte er das Gericht für geschlossen. Als der Präsident in Begleitung seiner beiden ältesten Mitrichter die Treppe hinabstieg, sagte er traurig: „Ich fürchte, wir haben einen Unschuldigen zum Tode verurteilt.“

„Ich fürchte dasselbe. Wenigstens hat mich die Beweisführung nicht von der Schuld überzeugt. Diese Geschworenen engagieren sich doch immer ihre hochbedenkliche Seite, namentlich wenn die Geschworenen so haranguiert werden, wie man es heute beliebt“, antwortete der eine Richter.

„Menschliche Gerechtigkeit ist eben nicht unfehlbar“, sagte der andere. „Man muß sich beruhigen, wenn man sich sagen kann: Du hast deine Pflicht getan und

das Urteil nach dem Geseze gefällt.“ Inzwischen rollte der Wagen mit dem Verurteilten nach dem Gefängnisse zurück, begleitet von dem Geschrei des Volks: „Heuchler! Mörder!“ Auch die Mutter des Verurteilten hörte in ihrer Gefängniszelle diese Ausbrüche roher Wut. Sie lauschte, und jetzt hörte sie deutlich, wie Vorübergehende sagten: „Sie haben den Pfaffen doch verurteilt. Er wird guillotiniert; wahrscheinlich nächste Woche.“

Sie hatte es zwar erwartet. Aber trotzdem — welcher Schmerz durchdrang ihre Mutterbrust!

zwanzigstes Kapitel

Wieder in der Rue de la Colombe

Frau Montmoulin und ihre Tochter waren zwar am Karfreitag aus der Untersuchungshaft entlassen worden, weil der Staatsanwalt auf die schwachen Verdachtsgründe hin, welche die Untersuchung mehr entfrästet als bestärkt hatten, eine Anklage für aussichtslos hielt. „Der Verurteilte“, sagte er zum Untersuchungsrichter, „muß die geraubte Summe doch irgendwo in dem alten Kloster verstckt oder vergraben haben. Er hat den Ort seiner Mutter entweder schon verraten oder wird ihn derselben jedenfalls beim Abschiede vor der Hinrichtung bezeichnen. Lassen Sie die Alte und ihre Tochter nur scharf beobachten, und Sie werden die Schuldbeweise, die uns jetzt mangeln, ganz sicher in die Hand bekommen.“

Die Untersuchungshaft, verbunden mit der Sorge um ihre Kinder und der quälenden Angst um ihren Bruder, hatte die Gesundheit Frau Jardiniers bedenklich erschüttert. Ihre schwarzen Haare waren grau geworden, und der Gram hatte tiefe Furchen in ihr mildes, freundliches Gesicht gegraben. Die Mutter erst war so elend, daß sie sich kaum auf den Füßen halten konnte. Weinend und schluchzend fiel sie ihrer Tochter um den Hals, als man ihnen die Freiheit ankündigte, und konnte nur das eine Wort sagen: „Mein Sohn, dein Bruder, — zum Tode verurteilt!“

„O Mutter!“ lautete die Antwort, „ihm ergeht es besser als uns! Er hat bald ausgelitten; aber wir bleiben mit seiner Schande gebrandmarkt zurück — und wie soll es uns ergehen?“

„Kind, wie kannst du an uns denken?“ erwiderte jammernd die Mutter. „Uns

wird es gehen, wie Gott will. Aber er, ein Priester, als Mörder zum Tode verurteilt und zur Guillotine geführt!“ „Er stirbt unschuldig“, tröstete die Tochter. „Wir jedoch, wie sollen wir mit unserem geschändeten Ruf uns durchs Leben schlagen? Wie soll ich meine armen Kinder ernähren und erziehen?“

Der Oberaufseher des Gefängnisses und die andern Angestellten, welche diesem ergreifenden Auftreten beiwohnten, waren sichtlich bewegt, obgleich ihr Amt sie gegen Klagen und Tränen sonst genugsam abgestumpft hatte. Der Oberaufseher wollte den Frauen ein Wort des Trostes sagen und bemerkte, der Verurteilte trage sein Los mit ruhiger, fast freudiger Ergebung. „Auch ist der Tod durch die Guillotine nicht schmerzlich“, sagte der Mann, „viel weniger schmerzlich als der natürliche Tod im Bett. Da sah ich noch neulich einen Vetter von mir an einer Darmentzündung sterben. Mein Gott, was der Mann zu leiden hatte und wie er sich gleich einem Wurm auf dem Bettewälzte und stundenlang röchelte, bis er endlich ausgelitten hatte! Auf der Guillotine geht es: eins — aufs Brett geschnallt! zwei — unter das Beil geschoben! drei — das Beil fällt herunter, und bevor der Verurteilte etwas spürt, ist alles vorbei. Na — nun habe ich es gut gemeint, und die Frau fällt mir in Ohnmacht! Geschwind etwas Wasser und ein Glas Wein!“

Als Frau Montmoulin sich wieder erholt hatte, war sie doch immer noch so schwach, daß man für sie und ihre Tochter einen Wagen bestellen mußte, welcher sie in die Rue de la Colombe führte. Am Hause des braven Bäckermeisters Le Noir, der, wie sie wußten, aus christlicher Liebe die Kinder zu sich genommen hatte, ließen sie halten und teilten den guten Leuten ihre Freilassung mit. Die Kinder waren noch im Gottesdienste, und Frau Le Noir wollte, die Frauen sollten bei ihr absteigen und dieselben erwarten. Aber Frau Jardinier sagte, ihre Mutter sei leider so unwohl, daß sich dieselbe so bald als möglich niederlegen müsse, und bat die wackere Meisterin, ihr die Kinder zu bringen, sobald sie aus der Kirche zurückkämen. Mit dem innigsten Dank für alle Wohltaten fuhren die beiden Frauen zu der seit einem Monate verlassenen Wohnung, deren Schlüssel ihnen bei der Entlassung aus der Haft zurückgestellt worden waren. Da sah es traurig genug aus. Frau

Jardinier führte ihre Mutter vorläufig in das Stübchen und ließ sie auf dem Ruhebett Platz nehmen. Dann öffnete sie die lange geschlossenen Fenster und Läden, daß Licht und Luft in die dumpfen Räume dringe. Sie eilte in die Küche, machte Feuer und wollte rasch etwas Starkendes kochen; aber es fehlte an allem. In dem Laden, den sie jetzt ebenfalls öffnete, lag von der Haussuchung her alles drunter und drüber. In der Kasse fanden sich kaum ein paar Franken, und sie wußte vor Kummer und Elend nicht, was beginnen. Erst jetzt kam ihr der gänzliche Ruin, in welchen sie durch das Unglück des Bruders verstrickt war, so recht zur Erkenntnis. Wer würde in Zukunft mit ihnen verkehren, wer von ihnen, der Mutter und Schwester eines wegen Raubmordes hingerichteten Priesters, etwas kaufen wollen? Wie sollte Frau Jardinier es überhaupt nur wagen, den Leuten unter die Augen zu treten? Sie sollte jetzt Mehl, Milch, Eier, Kaffee, Brot Zucker usw. einkaufen und für die Mutter etwas Wein — aber sie schämte sich auszugehen. Mit Fingern würde man ja nach ihr zeigen! Auch reichte die geringe Barthaft kaum zum Allernötigsten. Und wer würde insfünftig der Schwester des Guillotinierten auf Rechnung Lebensmittel usw. liefern? Vor lauter Elend setzte sich die gute Frau in eine Ecke des Ladens auf einen Stuhl, bedeckte ihr Angesicht mit den Händen und begann bitterlich zu weinen.

Die Mutter hörte sie in dem anstoßenden Stübchen, rief sie zu sich und suchte sie zu trösten. „Wir müssen jetzt mit Francois das Kreuz tragen, liebes Kind“, sagte sie, die nassen Wangen ihrer Tochter streichelnd, „denke doch, daß wir heute Karfreitag haben. Der Ostermorgen wird auch einmal anbrechen.“

„Nicht auf dieser Erde!“ jammerte Frau Jardinier.

„Vielleicht doch“, entgegnete die Mutter. „Und wenn auch nicht — wie kurz ist diese Zeit und wie unermesslich die Ewigkeit! Was tut es denn, wenn wir hiesnieden mit Christus und mit seinen Heiligen Kreuz und Schmach tragen sollen? Es ist ja bald vorbei!“

„Ach, wenn ich nur mit ihm sterben könnte! Aber das Elend und die Schande, die sein Tod über uns bringt, mit den unschuldigen Kindern durchs Leben schleppen müssen — nein, ich halte es nicht aus!“ Abermals flossen ihre Tränen.

Als sie sich endlich etwas ausgeweint hatte, ging die Haustüre auf, und Frau Le Noir brachte die Kinder, zugleich einen wohlgefüllten Korb hinter die Türe stellend. „So, Kinder“, sagte die gute Frau, „jetzt tröstet eure Mutter und Großmutter, und wenn ich mit etwas dienen kann, so kommt nur zu mir.“ Dann wandte sie sich zu den beiden Frauen und sprach ihnen in wenigen herzlichen Worten ihr Mitleid aus. Schließlich nahm sie mit den freundlichen Worten Abschied: „Jetzt pflegen Sie Ihre Mutter gut, Frau Jardinier! Wir haben noch etliche Flaschen alten Bordaux im Keller, und ich erlaubte mir, eine mitzubringen. Das ist die rechte Arznei für Frau Montmoulin. Heute abend oder morgen darf ich wohl noch einmal vorsprechen? Nun, nun — nur keinen Dank! Die Kinder haben mir so viel Freude gemacht, daß ich Ihnen wirklich einen kleinen Lohn schulde.“

Damit war Frau Le Noir zur Türe hinausgeschlüpft, teils um die guten Leute nicht zu stören, teils um die Bewegung zu verborgen, welche sie beim Anblick der beiden tiefgebeugten Frauen ergriffen hatte. Das Wiedersehen der Kinder brachte unter diesen Umständen mehr Schmerz als Freude.

„Du bist so alt geworden wie Großmama“, sagte Julie zur Mutter. „Sieh nur, deine schwarzen Haare sind mit weißen durchzogen! Und Großmamas graue sind fast ganz weiß geworden.“

„Ich wundere mich nur, daß meine Haare nicht auch weiß geworden sind“, meinte ernsthaft Charles. „Sie sagen, der Kummer mache sie weiß, und ich habe so großen Kummer um den guten Onkel, und um dich und Großmama habe ich ebenso großen Kummer gehabt.“

Bei allem Elende mußten die Frauen lächeln, und Frau Jardinier meinte, so sei denn doch ein Teil des großen Kummers nun von ihm genommen. Dann erhob sie sich und bereitete, von Julie unterstützt, den Mittagstisch. In dem Korb der guten Frau Le Noir fanden sie alles Nötige. Die Kinder genossen das einfache Mahl mit dem gewohnten Appetit der Jugend; die Mutter aber mußte jeden Bissen hinabwürgen; sie war nicht gewohnt, Almosen anzunehmen, und als ein solches mußte sie doch die Gaben der Bäckersfrau betrachten. Über Tisch erzählte Charles seinen Besuch beim Gerichtspräsidenten und wie derselbe ganz freundlich mit ihm gewesen

sei, und daß er vorhabe, ihn heute nochmals zu besuchen und zu bitten, den unschuldigen Oheim nicht hinrichten zu lassen. Aber die Mutter wollte nichts davon hören, da der Präsident das einmal gefällte Urteil nicht abändern könne. Inzwischen hatte sich in der Nachbarschaft und in immer weiteren Kreisen die Kunde verbreitet, Mutter und Schwester des verurteilten Priesters seien aus der Haft entlassen und wieder nach Hause zurückgekehrt.

„Sie scheinen doch unschuldig zu sein“, sagten einige. Weitaus die meisten schütteten dazu den Kopf und meinten: „Man hat es ihnen eben nicht beweisen können. Unschuldig? Die Mutter und Schwester eines überwiesenen Raubmörders!“ Manche fühlten sich wirklich von Mitleid getrieben. Aber alle waren voll Neugierde, die zurückgekehrten Nachbarinnen zu sehen und zu sprechen und irgend etwas Neues über deren Schicksal und die bevorstehende Hinrichtung zu hören.

So kamen sie denn unter den verschiedensten Vorwänden in das kleine Häuschen der Rue de la Colombe; die einen sprachen ihr Mitleid aus mit dem „unschuldig Verurteilten“ oder doch mit den „schuldlos Mitleidenden“, und dabei blickten die Augen so kalt und höhnisch, während die Worte Teilnahme heuchelten, daß es Frau Jardinier und ihrer Mutter durch die Seele schnitt. Andere hatten zu melden, was diese oder jene Nachbarin Böses über den armen Pfarrer oder dessen Verwandte gesagt hätten, während doch sie auch jetzt noch von der Unschuld des Verurteilten überzeugt seien, und wollten wissen, ob der Pfarrer nun auch ganz gewiß hingerichtet werde. Man kann sich denken, wie es Frau Jardinier inmitten dieser herzlosen und neugierigen Leute zu Mute war. Sie flüchtete endlich vor ihnen in die Küche und an das Bett der Mutter, die sich niedergelegt hatte, und überließ dem Töchterchen die Bedienung der Kunden. Aber auch Julie wurde die Zudringlichkeit der Leute bald unerträglich. So heftete Frau Jardinier an das Ladenfenster einen Zettel mit dem Vermerke: „Vorläufig geschlossen“, wies die Besucher mit Rücksicht auf die Krankheit der Mutter ab und schloß sich mit den Kindern in dem Hinterstübchen ein. „Unsere Lage ist hier unerträglich“, sagte sie zu sich selbst. „Ich kann hier nicht leben; wir müssen Alix verlassen! Aber wohin mit der

franken Mutter und den armen Kindern? Und was beginnen, um nicht betteln zu müssen oder Hungers zu sterben? Barmherziger Vater der Witwen und Waisen, erbarme dich unserer Not!“ So dachte und betete die schwerepräste Frau in ihrem Herzen.

Gegen Abend kamen Besuche, die man nicht ablehnen konnte. Zunächst Frau Le Noir. Ihr schaute die herzliche Teilnahme aus den freundlichen Augen, und sie verstand es, ohne viele Worte zu trösten. Vollkommen sah sie die schwierige Lage der Heimgejuchten ein und fragte, ob Frau Jardinier nicht daran denke, mit ihren Kindern eine Zeitlang anderswohin zu ziehen, bis „über die traurige Geschichte Gras gewachsen sei“, wie sie sich ausdrückte. Sie habe Verwandte in Lambesc, sehr gute katholische Leute, die Frau Jardinier gewiß gerne behilflich wären, wenn sie ihren kleinen Handel dorthin verlegen wolle; auch komme es ihr und ihrem Manne nicht darauf an, ihr ein paar hundert Franken auf niedrigen Zins oder auch selbst ohne Zinsen zu leihen. Sie würden gerne die beiden Kinder, die sie lieb gewonnen hätten, ganz zu sich nehmen; aber sie hielten es für besser, daß dieselben wenigstens für die nächsten Wochen ebenfalls nicht in Alix seien.

Frau Jardinier dankte herzlich für die schon geleistete und großmütig aufs neue angebotene Hilfe und sagte, gewiß sehe auch sie sich fort aus dieser ganz unerträglichen Lage; aber sie fürchte nur zu sehr, der Ruf des Geschehenen und damit ihr Unglück werde ihr auch nach Lambesc und überallhin auf dem Fuße folgen. Unter diesen Umständen durfte sie es nicht wagen, die Hilfe oder gar ein Geldanlehen anzunehmen, das ja nur zu wahrscheinlich verloren wäre. „Kurz, für mich wird nichts anderes übrig sein“, schloß sie verzagend, „als mein Brot durch meiner Hände Arbeit zu verdienen. Die Mutter hat so gelitten, daß sie ihr Kreuz wohl nicht mehr lange tragen muß. Über die Kinder — ich sehe, daß ich sie nicht erziehen kann, wenn ich genötigt bin, anderer Leute Brot zu essen, und doch — es ist mir fast unmöglich, mich von denselben zu trennen!“

Noch redeten die beiden Frauen miteinander, als die Schelle gezogen wurde und Charles den Besuch des Herrn Regens meldete. Sofort verabschiedete sich Frau Le Noir mit der Bitte, man möge ihren Vorschlag überlegen, und der ehr-

würdige Priester trat in das kleine Stübchen.
Er erkundigte sich zunächst in herzgewinnender Weise nach dem Besinden der Frau Montmoulin, und als er gehört, wie tief der entsetzliche Schlag ihre Kräfte erschüttert hatte, sagte er: „Ich hatte es nicht anders erwartet. Und auch Sie, gute Frau, muß diese Heimsuchung furchtbar treffen. Ich würde es nicht wagen, Sie in ihrem Schmerze zu stören, wenn ich nicht zu Gott vertraute, Ihnen wenigstens einigermaßen Trost zu bringen oder doch aufrichtiges Mitleid zu beweisen.“

Der Herr Regens äußerte nun den Wunsch, zu Frau Montmoulin geführt zu werden, wenn ihr Zustand das erlaubte. Julie sollte anfragen; als Antwort erschien aber die Großmutter, von der Enkelin geführt, selbst; denn, wie sie sagte, würde sie den hohen Guest nur im äußersten Notfalle die enge Treppe in ihr kleines Kämmerchen hinaufbemühen und habe heute schon genug ausgeruht. Der ehrwürdige Priester begann damit, seine und seiner Mitbrüder feste Überzeugung von der Unschuld ihres Sohnes und Bruders in warmen Worten auszusprechen. Auch der hochwürdigste Herr Erzbischof sei davon überzeugt. Alle nähmen daher an dem harten Geschick sowohl des Verurteilten als am Ende seiner Mutter und Schwester den innigsten Anteil. „Noch mehr“, fügte er bei, „es ist meine persönliche Überzeugung, daß der gute Abbe Montmoulin nicht nur an dem entsetzlichen Verbrechen gänzlich unschuldig ist, sondern ich glaube auch sicher zu sein, daß er nur verurteilt wurde, weil ihm seine heilige Priesterpflicht eine wirksame Verteidigung in irgend einer Weise unmöglich machte. Wie das sich verhält, ahne ich freilich mehr, als daß ich es weiß; aber ich glaube zuversichtlich sagen zu können, wenn mein Freund, Ihr Sohn, Ihr Bruder wirklich infolge dieses Urteils stirbt, so wird ihm die Märtyrerkrone zu teil, und wir dürfen in unserem Herzen zu ihm wie zu einem wahren Blutzeugen beten. Mögen dann die Menschen ihn für einen Mörder halten — es wird der Tag kommen, da Gott seine kurze Schmach in ewigen Ruhm und seinen blutigen Tod in ewiges Leben verwandelt.“

Der fromme Priester redete dann von dem um unserer Sünden willen unschuldig Verurteilten und schmachvoll Hinrichteten, dessen Sühnetod sie heute,

am Karfreitag, mit der ganzen Kirche gefeiert, und seine von Glauben und Liebe beseelten Worte legten sich wie milder Balsam auf die blutenden Herzen. Unter Tränen dankten Mutter und Schwester für den liebreich gespendeten Trost und versprachen, im Hinblicke auf den Gekreuzigten mit dem Sohne und Bruder Schmerz und Schmach tragen zu wollen.

Dann brachte der Herr Regens die Rede auf die Zukunft, und nachdem Frau Gardiner ihm ihre große Not geflagn hatte, antwortete er freundlich nickend: „Gerade, wie ich es mir gedacht! Die Verurteilung mußte Ihre gegenwärtige Stellung unmöglich machen. Aber Mut! vielleicht läßt sich helfen. Sehen Sie, ich habe Thretwegen mit dem guten Pfarrer von La Grange geredet, der vor Gericht ein so glänzendes Zeugnis für unsern lieben Abbe Montmoulin, seinen ehemaligen Vikar, abgelegt hat. Er läßt Sie fragen, ob Sie seine kleine Haushaltung führen wollen und ist auch gerne bereit, Ihrer vortrefflichen Mutter ein kleines Stübchen in seinem geräumigen Pfarrhause zu überlassen. Ich hoffe, das wird Ihnen zusagen. Denken Sie darüber nach; Sie brauchen nicht heute schon zu antworten. Nun, von den Kindern werden Sie sich freilich zeitweilig trennen müssen; aber das tun ja fast alle Eltern, wenn sie dieselben einer Unterrichtsanstalt anvertrauen. Für das Mädchen hoffe ich einen Freiplatz bei den Josephsschwestern von Arles zu erhalten, wo Julie eine ihren Verhältnissen entsprechende Erziehung empfangen wird. Und mein kleiner Charles, dem seine Lehrer ein so gutes Zeugnis ausstellen, wird sich gewiß freuen, in der Apostolischen Schule von Marseille Aufnahme zu finden. Er ist freilich noch etwas zu jung; aber auf die Empfehlung des Herrn Erzbischofs wird man gerne eine Aufnahme machen. Was sagen Sie dazu?“

Was konnten die Frauen anders sagen, als von ganzem Herzen ihren Dank aussprechen? Auch die Kinder, die man jetzt herbeirief, waren mit dem Vorschlage sehr zufrieden. Julie war alles recht, wenn sie nur möglichst rasch von Aix fortkam, wo sie sich schämte, über die Gasse zu gehen, und Charles sagte: „Dann werde ich um so rascher Missionär, und weißt du, Mama, wenn ich in Marseille bin, habe ich immer Gelegenheit, mit einem Schiffe zu den Wilden zu fahren, sobald meine Lehrer mich des-

sen würdig erachteten.“

Der Herr Regens wollte sich nun verabschieden, als der Rechtsanwalt Meunier gemeldet wurde. Der Eintretende bat den Herrn Regens, noch einen Augenblick zu bleiben, da ihm sehr daran liege, auch seine Ansicht über eine Frage zu vernehmen, welche er den beiden Frauen vorlegen wolle.

Der Rechtsanwalt erklärte nun zunächst, daß er nach Rücksprache mit Abbe Montmoulin und einigen seiner Kollegen von einer Appellation Abstand genommen habe, da die selbe voraussichtlich doch erfolglos wäre und nur große unnötige Kosten verursachen würde. „Entscheidend war für mich der Wille unseres lieben Abbe, der von einer Appellation nichts wissen wollte“, sagte Herr Meunier. „Wenn die Appellation Erfolg hätte, so müßte ich noch einmal vor Gericht gestellt werden, und das mag ich nicht“, antwortete mir Ihr Sohn. „Es ist hohe Zeit, daß man aufhört, über das Ärgernis, das an meine Person geknüpft ist, zu reden und zu schreiben. Eine neue Gerichtsverhandlung, welche doch wahrscheinlich wieder mit einer Verurteilung enden würde, müßte das Ärgernis in noch weitere Kreise tragen und der Erinnerung tiefer einprägen. Von der Qual, welche eine solche Gerichtsverhandlung für den Angeklagten bedeutet, will ich gar nicht reden. Nein, lieber sterben als appellieren, da es mir leider nicht möglich ist, meine Unschuld klar nachzuweisen. Vielleicht wird man doch dem letzten Worte des Sterbenden glauben.“

— So sagt unser lieber Dulder, und ich kann ihm nicht ganz unrecht geben. Ich fragte ihn dann, ob er nicht ein Gnadengebet einreichen wolle; es würde nicht schwer halten, hier in der Stadt und Umgebung Unterschriften zu seinen Gunsten zu erhalten. Auch davon wollte er nichts wissen, und ich bin nun gekommen, um Ihre Meinung über diesen Punkt zu hören, und freue mich sehr, den hochw. Herrn Regens hier zu treffen, dessen Ansicht ich jedenfalls auch eingeholt hätte.“

Der Herr Regens bat die Mutter des Verurteilten, ihre Meinung zuerst zu sagen. Frau Montmoulin fragte nach kurzem Nachdenken: „Und wenn das Gnadengebet angenommen würde, welches wäre dann dann das Los meines Sohnes?“

Der Rechtsanwalt zuckte die Achseln und antwortete: „Nun, er würde jedenfalls von der Guillotine freigesprochen und

könnte es so vielleicht erleben, daß seine Unschuld durch einen glücklichen Zufall an den Tag läme. Alles ist besser als der Tod!“

„Würde es ihm erlaubt sein, in einem Kerker eingesperrt sein Leben zu verbringen?“ fragte die Mutter weiter.

„Das darf ich Ihnen nicht versprechen“, entgegnete Herr Meunier traurig. „Es ist anzunehmen, daß er von der schwersten Strafe zu der nächtschweren begnadigt wird — zu Zwangsarbeit auf Lebenszeit oder zur Deportation.“

„Meinen Sohn in der Sträflingsjacke und mit Ketten beladen, eine schwere Eisenfugel an seinem Fuße, auf offener Straße mit andern Galeerensträflingen schmachvolle, entehrnde Arbeit verrichten sehen — und die Leute zeigen mit Fingern auf ihn und sagen: „Seht, das ist ein Priester!“ — Nein, dazu kann ich nicht raten! Das müßte für meinen Francois schlimmer sein als der Tod! Das ist in meinen Augen keine Begnadigung. Was denkst du davon, meine Tochter? Möchtest du deinem Bruder so auf der Straße begegnen?“

„Nein, Mutter, ich denke wie du!“ antwortete Frau Jardinier. „Wir wollen keine Bitte um Begnadigung einreichen, namentlich nicht, da Francois selbst darauf verzichtet.“

„Und ich würde an seiner Stelle ebenfalls darauf verzichten“, sagte der Regens. „Wie ich Ihnen schon erklärte, betrachte ich seinen Tod als eine Art Marthrium. Wer würde Schritte tun, um die Märtyrerkrone zurückzuweisen, wenn sie ihm so nahe winkt?“

„Soviel ich Abbe Montmoulin verstanden habe, sind seine Gründe genau die Gründe seiner Mutter, die auch von Ew. Hochwürden gebilligt werden“, sagte ernst der Rechtsanwalt. „Gut! Verzichten wir also auf das Gnadengebet und treten wir dem Opfertode, dem sich Ihr edler, unschuldiger Sohn unterziehen will, nicht hindernd in den Weg.“

Ein und zwanzigstes Kapitel Ein noch schwereres Kreuz

Das heilige Osterfest war nun vorüber und die Osterwoche Tag für Tag verflossen. Der Verurteilte war auf den Tod vorbereitet und hatte nach Schluss der Feiertage stündlich die Anzeige erwartet, morgen solle das Urteil an ihm vollstreckt werden.

Er war vollkommen gefaßt und ruhig. Die Wärter erklärten, noch niemals ei-

nen zum Tode Verurteilten gesehen zu haben, der seiner letzten Stunde so unerschrocken entgegenging. Da war kein lautes Prahlen mit vorgeblichem Todesmut, kein unruhiges Hin- und Hergehen in der Zelle, kein kleinmütiges Zagen und Verzweifeln, kein Schmähen auf Richter und Geschworene, kein stoisches Hinbrüten und kein Hammern und kein Klagen. Der Verurteilte war wohl ernst und betete viel, aber er war nicht traurig; im Gegenteil, mitunter schien er sogar von einer stillen, edlen Freude verklärt, welche sich die Gefängniswärter nicht erklären konnten. Hätten sie in sein Inneres blicken können, so würden sie gesehen haben, daß die Natur freilich vor dem schmachvollen und gewaltsamen Tode zurückbebe, daß aber die Ursache dieses Todes ihn mit wahren Troste erfüllte.

„Ich sterbe als ein Opfer meiner Priesterpflicht“, sagte er sich mit vollem Rechte. „Mein Tod wird von der Kirche als ein wahrer Märtyrertod betrachtet, so gut wie der Tod des hl. Johannes von Nepomuk. Die Kirche lehrt, daß ein solcher Tod alle Sünden und alle Sündenstrafen tilgt, und daß die Seele des Glücklichen, der ihn erleidet, sofort mit der Krone der Märtyrer geschmückt in die ewigen Freuden eingeht. Im Lichte des Glaubens betrachtet, gibt es also kleinen glücklicheren Menschen als mich, und ich habe nur zu fürchten, daß ich dieses höchsten Glüdes nicht würdig bin.“

Das war die Seelenstimmung Abbe Montmoulin's seit seiner Verurteilung. Er brachte Gott das Opfer seines Lebens und betete, daß dasselbe angenommen werde. Mehr noch die Hoffnung auf die nahe herrliche Krone als die Frucht vor dem schmachvollen Leben eines Galeerensträflings ließ ihn den Vorschlag des Herrn Anwalts, ein Gnadengesuch einzureichen, unbedingt zurückweisen, und Herr Meunier, dem er freilich den entscheidenden Grund nicht verraten durfte, hatte ihn dennoch richtig erkannt, wie wir bereits erfahren haben. „Ich verstehe Sie“, hatte ihm auch der Herr Regens bei einem Besuch gesagt, „und ich würde an Ihrer Stelle ebenso handeln. Sie sind in der Tat nicht verpflichtet, positive Schritte um Abwendung des Todes zu tun, wenn mit demselben für Sie ein größeres Gut verbunden ist.“

Diese Worte des greisen Priesters hatten

den Verurteilten wirklich getröstet und ihm ein Gewissensbedenken genommen, welches ihn mitunter beunruhigte. Noch jüheren Trost erhielt er durch die heilige Kommunion, welche ihm der Herr Regens auf das Verwenden seines Jugendfreundes, des Präfekten des Departements, wiederholt bringen durste. Auch die Nachrichten von der Freilassung seiner Mutter und Schwester und von deren Versorgung im Hause seines lieben Pfarrers von La Grange gereichten ihm zu großem Troste. So sah er mit Ruhe der ernsten Stunde entgegen, welche ihn auf das Blutgerüst und vor den Richterstuhl Jesu Christi rufen würde, der ja seine Unschuld kannte.

Der Weiße Sonntag, an welchem der gute Pfarrer mit Wehmut der Kinder gedenken mußte, die er zur ersten heiligen Kommunion vorbereitet hatte, nahte inzwischen. Er sollte sie nicht mehr sehen, sagte er sich. Und was werden sie von mir denken? Und meine Pfarrkinder? Werden sie wirklich glauben, einen Raubmörder zum Seelsorger gehabt zu haben? Er bat um Schreibzeug und schrieb an die Erstkommunikanten und an alle Pfarrkinder einen rührenden Brief, auf daß derselbe mit Erlaubnis des Erzbischofs am Sonntag nach seiner Hinrichtung verlesen werde. Auch an den Erzbischof selbst, an seinen väterlichen Freund, den Regens, und an seinen Verfeidiger schrieb er Worte des Dankes und des Abschiedes. Schließlich sagte er in einem Abschiedsbrief Mutter und Schwester Lebewohl, indem er sie bat, sich selbst und ihm den Schmerz zu ersparen, ihn vor seinem Tode noch einmal zu sehen. Lebten sie ja der sichern Hoffnung des ewigen Wiedersehens im Himmel, und statt des qualvollen Abschiedes in den Kerkermauern wollten sie sich der freudigen Wiedervereinigung nach dem Tode getröstet. Diesen letzten Brief bat Abbe Montmoulin gleich zu bestellen; die übrigen sollten erst nach seiner Hinrichtung besorgt werden.

Am nächsten Morgen wurde der Verurteilte gefesselt aus seiner Zelle nach einem größeren Saale der Strafanstalt geführt. „Geht es zum Tode?“ fragte er doch etwas bleicher als gewöhnlich die Wärter, die ihn begleiteten.

„Sie werden es gleich hören“, lautete die Antwort.

(Fortsetzung folgt)

Der Genussmittelverbrauch Deutschlands. Rechnet man den Gesamtverbrauch an den acht Hauptgenussmitteln (Branntwein, Bier und Wein, Kaffee, Kakao und Tee, Tabak und Süßfrüchte) nach dem Kleinhandelswerte um, so ergibt sich, daß 1913 die Ausgaben für Genussmittel pro Kopf der Bevölkerung 96,3, 1925 dagegen 113,9 Mark betrugen. Im einzelnen sind die Zahlen folgende, immer einschließlich der Reichsteuern und Zölle: Branntwein 4,50, Bier 45, Wein 11,4, Tabakfabrikate 35,8, Kaffee 6,7, Kakao 1,54, Tee 0,34, Süßfrüchte 8,59 Mark. Gegen 1913 hat der Verbrauch am stärksten abgenommen bei Kaffee. Dieser Verbrauch nahm bis 1926 gegen 1925 schon wieder um 10% zu, der Verbrauch an Süßfrüchten, der schon 1925 das Doppelte betrug wie 1913, wuchs bis 1926 um weitere 6%. Die Großhandelswerte für Genussmittel, die ins Ausland gingen, betrugen im Jahre 1913 pro Kopf 8,64 Mark, 1925: 12,37 Mark. Vom Gesamtwerte des Volkseinkommens betragen die Ausgaben für Genussmittel 1913: 14,8%, 1925: 15,3%.

Direktorengehälter, Santieme und Angestelltenlöhne in Deutschland stehen in einem zweckmäßigen Mifzverhältnis. Das „Bayerische Vaterland“ macht darüber folgende interessante Mitteilungen: In einem schwäbischen Unternehmen erfordern 24 Angestellte zusammen jährlich 57 000 Mark, der Direktor jährlich 60 000 Mark. In einem anderen süddeutschen Industrieunternehmen erfordern 60 Angestellte zusammen jährlich 144 000 Mark, drei Direktoren 156 000 Mark. In einer mittleren Maschinenfabrik erhielten Aktionäre an Dividende pro 1925 630 000 Mark, Aufsichtsratsmitglieder Santieme 100 000 Mark. Santieme jedes Aufsichtsrates bei Farbtrust je 38 600 Mark, bei Wintershall je 20 000 Mark beziehungsweise 10 000 Mark. Der Jahresgehalt des Direktors beim Stahlverband ist 180 000 Mark, beim Röhrenverband 110 000 Mark, der stellvertretende Direktor hat 75 000 Mark. Bei Jasmatzi-Zigaretten bezogen 7 Direktoren und 3 Prokuristen jährlich zusammen 658 000 Mark, 200 Angestellte dagegen 250 000 Mark. Wer hat den „großen Magen?“

Die Zahl der unselbständigen Arbeiter in Deutschland beläuft sich nach den vorliegenden Ergebnissen der Berufszählung auf insgesamt 14 433 751. Davon sind 10 929 927, das heißt 75,7% männlichen Geschlechtes und 3 503 824, das heißt 24,3% weiblichen Geschlechtes. Der größte Teil der Arbeiterschaft, nämlich 69,8%,

ist in der Industrie und im Handwerk beschäftigt. Von den männlichen Arbeitern sind etwa ein Drittel unqualifizierte Kräfte, von den Industriearbeiterinnen mindestens die Hälfte. Im Vergleich zu 1907 ergeben sich die folgenden Veränderungen: Die Gesamtzahl der landwirtschaftlichen und gewerblichen Arbeiter hat eine Zunahme um 22,3% des Bestandes vom Jahre 1907 aufzuweisen. Die landwirtschaftlichen Arbeiter, die nur in einigen östlichen Provinzen Preußens einen Zuwachs zu verzeichnen haben, sind im gesamten Reich um 9,6% zurückgegangen. Dieser Rückgang an Arbeitern wird durch die Zunahme der mithelfenden Familienangehörigen in der Landwirtschaft ausgeglichen. Die Zahl der Arbeiter in der Industrie und im Handwerk hat um 29,7%, im Handel und Verkehr um 62,6% zugenommen. Der Zuwachs der Arbeiterschaft ist in den beiden letztnannten Abteilungen beträchtlich geringer als die Zunahme der Angestelltenzahl in den gleichen Erwerbszweigen.

Einen Überblick über die Entwicklung der Großstädte gibt das „Neue Wiener Journal“ vom 15. Mai. Danach gab es in der Vorkriegszeit etwa 20 Städte, die mehr als eine Million Einwohner hatten. Heute gibt es 40 Städte mit einer Einwohnerzahl von mehr als einer Million. Von den früheren 20 Millionenstädten waren 10 in Europa, je 5 in Amerika und Asien. Von den heutigen 40 Millionenstädten entfallen 15 auf Europa, 13 auf Amerika, 11 auf Asien und 1 auf Australien. Die größte Stadt der Welt war vor dem Kriege London. Jetzt hat New York die Hauptstadt Großbritanniens stark überholt; es zählt nach den letzten Schätzungen nicht weniger als 9 350 000 Einwohner, während in London 7 660 000 Menschen leben. Die drittgrößte Stadt der Welt ist noch immer Paris mit seinen 4 600 000 Einwohnern, aber Berlin, das 4 126 000 Menschen bewohnt, ist ihm hart auf den Fersen. Dann kommen Chicago mit 3 600 000, Philadelphia mit 2 700 000, Buenos Aires mit 2 500 000, Osaka mit 2 115 000, Moskau mit 2 018 000, Schanghai mit 2 000 000, Tokio mit 1 995 000 und an zwölfter Stelle Wien mit etwa 1 900 000 Einwohnern. Wien ist stark zurückgefallen, denn vor dem Kriege rangierte es unter den größten Städten der Welt an siebenter Stelle. Ungefähr die gleiche Einwohnerzahl wie Wien weist Boston auf, dann folgt an vierzehnter Stelle Leningrad, das ebenfalls stark zurückge-

gangen ist und nun 1 611 000 Einwohner hat, an fünfzehnter Stelle Detroit mit 1 550 000, an sechzehnter Hamburg mit 1 510 000, an siebzehnter Peking mit 1 500 000, an achtzehnter Hanau mit 1 500 000, an neunzehnter Rio de Janeiro mit 1 442 000 und an zwanzigster Stelle Kalkutta mit 1 400 000 Einwohnern. Die nächsten Millionenstädte sind: Pittsburgh (1 300 000), Bombay mit 1 250 000, Budapest (1 235 000), Liverpool mit 1 232 000, Birmingham mit 1 210 000, Athen (1 150 000), Glasgow (1 128 000), Cleveland (1 100 000), Los Angeles (1 100 000), Bangkok (1 070 000), Manchester mit 1 062 000, Sydney mit 1 050 000, Warschau (1 050 000), St. Louis (1 025 000). Rund eine Million haben Mexiko, San Francisco, Kanton, Siangtou und Neapel aufzuweisen. Von den europäischen Ländern hat Großbritannien mit fünf die meisten Millionenstädte, nämlich London, Liverpool, Birmingham, Glasgow und Manchester. In Deutschland (Berlin und Hamburg) und Rußland (Moskau und Leningrad) gibt es je zwei.

Eine Dawesekunde 80 Goldmark. Die ungeheueren Lasten, welche Deutschland durch den Dawesplan auferlegt sind, gehen am besten aus folgender Berechnung nach Sefunden usw. hervor. Deutschland hat zu zahlen: In der Sekunde 80 Goldmark, in der Minute 4 800, in der Stunde 288 000, am Tage 6 912 000, im Monat 207 360 000, im Jahre 2 500 000 000 Goldmark.

Italien. Ein gesunkenes Pilgerschiff. Der vor einigen Monaten beim Landungssteg von Como mit einem Pilgerzug gesunkene Dampfer „Lecco“ ist nach langwierigen Taucharbeiten vollständig gehoben worden und hält sich nun selbst über Wasser. Merkwürdigerweise weist der Schiffsraum kein Leck auf, was die Fachleute veranlaßte, zu erläutern, daß der Untergang nur durch Überlastung und Unachtsamkeit des Personals verursacht wurde. Das Wasser muß durch die Räumtenfenster eingedrungen sein, da das Schiff in der Nähe des Ufers, infolge einerseitiger Verteilung der zahlreichen Passagiere sich auf die Seite neigte.

Rom: Der erste eingeborene japanische Bischof. Der hl. Vater hat Msgr. Januarius Hayasaka zum Bischof von Nagasaki ernannt. Er war der erste japan. Propagandastudent und wird vom hl. Vater persönlich am 30. Oktober in St. Peter zum Bischof geweiht werden. Msgr. Hayasaka, geb. 1885, war erst in der Seelsorge tätig, dann als Sekretär des Apostolischen Delegaten.

Schweiz. In Zuggen, einem stillen, kleinen Juradorflein in der Nordschweiz, wurde an Pfingsten 1927 ein Freudenfest gefeiert. Ein Bürger von Zuggen, Hochw. Herr Missionspater Theodor Hohler brachte in der neuen Pfarrkirche seines Heimatdorfes sein erstes hl. Messopfer dar. Es ist dies die erste Primiz, die je in diesem Dorfe gefeiert wurde. Es kamen daher nicht nur die Bewohner des Dorfes, sondern auch viele Gläubige von auswärts, sogar Andersgläubige herbei, und die Kirche konnte die Menge kaum bergen. Ergreifend schön und erhaben war das Levitenamt am Morgen, sowie die Vesper am Nachmittag. Über manches arbeitsdurchfurchte Antlitz rannen die Freudentränen, als der jugendliche Neupriester mit seiner männlichen schönen Stimme amtete. Wie ein Jubelsturm brauste das gemeinsam von den Gläubigen gesungene „Te Deum“ durch die in schönstem Festschmuck prangende Kirche. Möge das Gebet und die Fürbitte des Hochw. Primizianten reichen Segen und Himmelsfrieden über das stille Dörfchen ausgießen, besonders über seine allgemein geachteten und beliebten Familienangehörigen, die in jahrelanger Arbeit und oft bitteren Stunden ihr möglichstes getan haben, um dem Himmel ihr Liebstes, und der Heidenwelt einen Missionspriester zu schenken.

Mit Dank und himmlischer Freude im Herzen schrieb dann auch der Hochw. Primiziant in seinem letzten Briefe an seine geliebten Eltern „Deo gratias.“

Briefauszüge

Röhl: Dem hl. Herzen Jesu, der hl. Gottesmutter, dem hl. Gerhard, dem hl. Antonius, der hl. Theresia und der hl. Walburga herzl. Dank für ihre Hilfe in einem schweren Augenleiden. Ich empfehle allen, welche in Sorge um ihr Augeleicht sind, das hl. Herz Jesu und diese Heiligen anzurufen. In meiner Not machte ich mit der Familie eine Novene, worauf sofort Besserung eintrat, so daß ich nun wieder für meine Familie sorgen kann.

Würselen: . . . Markt Missionsalmosen als innigen Dank für erlangte Hilfe in Wohnungsnot dem hl. Antonius, dem hl. Judas Thaddäus und der hl. Theresia. Veröffentlichung war versprochen. Coblenz: Ein langjähriger Förderer bietet ums Gebet zum hl. Joseph, hl. Antonius und hl. Theresia in zwei schwe-

ren Familienangelegenheiten.

Würselen: Dank dem hlst. Herzen Jesu, der Unbefleckten Empfängnis und dem hl. Joseph für eine überaus günstig verlaufene schwere Operation mit vollständiger Genesung.

Oberdörenbach: Dank dem hl. Antonius für Hilfe in einem schweren Seelenleiden.

Baden: ... Markt Antoniusbrot als Dank für Hilfe in Krankheit.

Kirchderne: ... Markt Antoniusbrot für Erlangung einer Stelle nach halbjähriger Arbeitslosigkeit.

Lommerum: ... Markt Missionsalmosen zu Ehren der Gottesmutter und des hl. Judas Thaddäus zum Dank für Hilfe in einer Prozeßangelegenheit.

Andernach: ... Markt zu Ehren der Gottesmutter, des hl. Joseph, des hl. Antonius und des hl. Judas Thaddäus für Hilfe in großer Not.

R.: Dank dem hl. Antonius für Hilfe im Stall.

Würselen: Dank dem hl. Judas Thaddäus für Hilfe in einem schweren Anliegen. ... Markt für die Taufe eines Heidenkindes. Veröffentlichung war versprochen.

Eggeringhausen: Tausend Dank der lb. Muttergottes von Lourdes, dem hl. Judas Thaddäus und den armen Seelen, sowie dem Chr. Br. Jordan für wunderbare Hilfe in schwerer Krankheit. ... Markt waren versprochen.

N. N.: Dank der lb. Gottesmutter und dem großen hl. Judas Thaddäus für die Hilfe in einem schweren Anliegen. Veröffentlichung und Heidenkind waren versprochen.

Brohl: Herzliches Vergeltsgott für gesandte ... Markt für hl. Messen und Missionsalmosen.

Schalkenmehren: N. H.: ... Markt als Dank für erlangte Hilfe in schwerer Erkrankung.

Frechenrieden: Dank dem hl. Antonius für schnelle Hilfe in schwerer Krankheit.

Siegelsbach: Für Hilfe in der Not danke ich dem hlst. Herzen Jesu, der lb. Muttergottes von der immerwährenden Hilfe und dem hl. Antonius.

Ebnat: Innigen Dank der hl. Theresia vom Kinde Jesu und den armen Seelen für erlangte Hilfe in einem Anliegen.

Frankfurt: Dank dem hlst. Herzen Jesu für glücklichen Ausgang einer Gerichtsverhandlung.

Erzingen: Dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und den armen Seelen sei Dank für Erhörung.

A. W. E.: Der hl. Joseph hat auffallend geholfen.

San Martino: Vielen Dank dem hlst.

Herzen Jesu, der lb. Muttergottes, dem hl. Joseph und Antonius für erlangte Hilfe in großen Anliegen.

Rubenz: Antoniusbrot zum Danke für erlangte Gesundheit eines Kindes. Dank dem hl. Antonius, dem hl. Judas Thaddäus, der kleinen hl. Theresia und der Muttergottes von der immerwährenden Hilfe.

Achaffenburg: Ein Missionsalmosen zu Ehren des hl. Joseph als Dank für Hilfe in Krankheit. Veröffentlichung versprochen.

Lohr a. M.: Dank für Hilfe bei L. Examen durch die Fürbitte des hl. Joseph, des hl. Antonius und Genesung von schwerer Krankheit.

Gebetsempfehlungen

Höchberg: In einem sehr wichtigen Anliegen.

Köln: Eine Leserin des „Vergizmeinnicht“ bittet ums Gebet zum hlst. Herzen Jesu, sowie zur Gottesmutter und hl. Antonius um guten Ausgang in schweren Anliegen und Prüfungen.

Mittelbrochagen: Eine Schwerfranke wird dem Gebet der „Vergizmeinnicht“-Leser empfohlen.

Rothenbuch: Ein frankes Kind um die Gesundheit.

M.-Gladbach: Um Befreiung eines Sünder.

Schalkenmehren: Mehrere große Anliegen.

Grevenbröich: N. N.: Um Befreiung eines schweren Leidens.

Leondine Imstel, eine größere Wohltäterin unserer Mission, bittet um das Gebet der „Vergizmeinnicht“-Leser. Bitte um Gebetshilfe für die Befreiung einer mir teuren Person.

Lohr: Familienangelegenheit. Brave Lehrerinnen.

Fugan: Bitte ums Gebet zur lb. Gottesmutter, zur hl. Theresia vom Kinde Jesu und hl. Thaddäus in schweren förperlichen und geistigen Leiden.

Allach: Um Hilfe in großem Familienskummer.

Bruck: Um Hilfe in schwerer Krankheit.

Dattenjoll: Um Hilfe in mehreren schweren Anliegen.

Bruck: Um Linderung schwerer Leiden.

Kervenheim: Gerhard Ripkens, langjähriger, eifriger Förderer unserer Mission.

Memento

Mettingen: Frau Wwe. Georg Brenninkmeyer, große Wohltäterin unserer Mission.
Emmerke: Fr. Ferdinand Roehr, unsere langjährige Förderin.
Cochent: Frau Mathilde Bayer, langjährige treue Förderin unserer Mission.
Salzburghofen: Franz Xaver Mögle, seit mehr als 20 Jahren eifriger Förderer unserer Mission.
Vanikum: Peter Spix, Frau Malzborn. Sek: Elisabeth Wolf. Reselage: Josef Bertelt. Heppingen: Lehrer J. Mertens. Conz: Johann Stilz. Rhenrdt: Sybilla Bruns. Traar: Gertrud Everz. Bensberg: Frau Ww. Wilh. Strasser. Wegberg: Magdalene Kaiser. Besslich: Maria Lorig. Herten: Fr. Lehrerin Blanke. Lembeck: Frau Ww. Dehling. Sab. Leopoldo (Brasilien): Hochw. Norbert Plös S. J. Eller: Frau Gertrud Thome. Beek: Frau Wwe. Wolf. Düsseldorf-Himmelgeist: Herr Feischen. Esjen-Rüttenscheid: Wilhelm Groß. Bocke: Anna Gröpper. Püttlingen: Margarete Meier-Breuer. Duisburg-Laar: Wilh. Felskin, Prof. Dr. Carl Plös. Schallemehren: Agnes Neroth und Herr Zillgen. Corneliusmünster: Joh. Peter

Schumacher. Angermund: Joh. Holtzneider. Zellingen: Karl Heller. Ochsenfurt: Luise Schedel. Müdesheim: Andreas Weihenberger. Roetgen: J. Höf. Schehern: Chrw. Br. Modestus H. S. B. Höfhegnenberg: Magdalena Höf. Neudenau: Maria Frey. Unterradlsbach: Franziska Stö默mer. Neu-Predlitz: Antonia Anderle. Biburg: Margareta Huber. Hezles: Anna und Margareta Trautner, Anna Dorn, Anna Leuthäuser. Motten: Theodor Statt, Lambert Will. Oberweyer: Christina Koch, Elizabeth Schilling. Süsslenheim: Alois Daul, Andreas Burger, Johann Burger, Franz Burger.

Empfehlenswerte Bücher

Gebetschätz für die katholische Jugend. Gesammelt und herausgegeben von Franz Kranebitter, Katechet in Birnbach. 4. bedeutend verbesserte Auslage (21.—30. Tausend). Ganzleinen M. 1.20. Verlagsanstalt Tyrolia, Birnbach.
Kranebitter bietet reichste Auswahl, besonders in Mess- und Kommunionandachten; er läßt das liturgische Jahr in schönen Altorden gediegen ausgewählter Andachtsübungen und Gebeten an den Kindern vorübergleiten und weist der Jugend den ganzen reichen Schatz von Ablahgsgebeten und anmutigen Übungen unseres Glaubenslebens in unaufdringlicher und stets anziehender Weise zu übermitteln. Das Büchlein eignet sich ganz besonders als Kommuniongeschenk.

Armenseelenfreund

Gebet- und Erbauungsbuch für katholische Christen von einem Priester der Mariannhiller Mission

Preis: Rotschnitt M. 1.50; Goldschnitt M. 2.25

Nur allzuleicht vergessen wir, daß wir bei Gott außer den Heiligen noch sehr viele Fürsprecher haben, nämlich die armen Seelen. Je mehr wir für diese tun, um so mehr werden sie für uns an Gottes Gnadensthron ihre Fürsprache einlegen. Hier gilt auch der Satz: „Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan, das habt ihr mir getan!“ und der Heiland wird uns reichlich vergelten was wir für die armen Seelen tun. Aber nicht nur im November sollen wir ihrer gedenken sondern auch ganz besonders während der Fastenzeit. In dieser Zeit wollen wir unser Gebet den armen Seelen als Fastenalmosen zukommen lassen, ganz besonders jenen Seelen, deren niemand mehr gedenkt. Und wie vielen gilt das Wort: „Aus dem Auge, aus dem Sinn.“ Niemand betet für so viele Seelen, so wollen wir es wenigstens tun und da gibt uns der Armenseelenfreund die Anleitung. Deshalb sollte das Buch weit verbreitet werden.

Zu beziehen vom St. Josephs-Verlag oder den Vertretungen

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Abreinfunft gerne gestattet
Verantwortl. Redakteur P. D. Sauerland, Missionshaus St. Paul, Walbeck Rhld.
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bahr.-Schw.